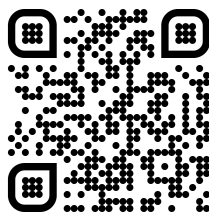


MARCEL RICHTSTEIGER

**Der rote Schnee
der Familie Weiß**

Weitere spannende Bücher findest du unter:

marcel-richtsteiger.de



MARCEL RICHTSTEIGER

Der rote Schnee der Familie Weiß



ROMAN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2025 Marcel Richtsteiger

© 2026 2. korrigierte Auflage, Marcel Richtsteiger

Lektorat: Zum Entstehungsprozess und Lektoratsverfahren dieses Buches
marcel-richtsteiger.de/zur-entstehung

Druck: Libri Plureos GmbH,
Friedensallee 273, 22763 Hamburg
Verlag: BoD · Books on Demand GmbH,
Überseering 33, 22297 Hamburg, bod@bod.de

ISBN: 978-3-6957-1353-0

Inhaltsverzeichnis

Leise rieselt der Schnee

Im Schatten des Tannenbaums	9
Der Preis der Gleichgültigkeit	12
Die Tyrannei der Festtagsperfektion.....	16
Punsch und Ideologie	22
Die Fremde unterm Christbaum.....	29
Manifest einer Begegnung	36
Vom Tisch der Täuschungen.....	43
Als das Licht erlosch	52
Falsche Zuflucht	59
Stille Nacht, tödliche Nacht	65

Maria durch ein Dornwald ging

Blutsbande in Fesseln der Moral	77
Die Dreifaltigkeit des Widerstands.....	84
Das Evangelium des Marktes.....	94
Familienportrait mit Rissen	102
Opferung am Altar des Patriarchats.....	109
Die Offenbarung des Systems	122
Komplott im Kerzenschein	132
Barmherzigkeit im Schatten der Macht.....	137
Auferstanden aus den Schatten.....	144
Der Wächter durchbricht den Eisnebel	150

Do They Know It's Christmas?

Schachspiel mit gezogener Waffe.....	161
Flammen der Wahrheit im Familienkamin	170
Abwesenheit im Echo der Zeit	182
Dialektik der heiligen Nacht	191

In Holz geschnitzte Dynastien	200
Der Morgenstern im Gefängnis der Privilegien	206
Bekehrung am Heiligen Abend.....	213
Die Revolution der Schneeflocken	224
Turm Babel.....	231
Kategorischer Imperativ des Zweifels.....	235
Jenseits des Schleiers der Existenz.....	241
Die letzte Prozession	250

Stille Nacht

Gebrochenes Gelübde	259
Königsschach im Kristallkabinett.....	262
Bescherung mit bitteren Wahrheiten.....	267
Triptychon der Liebe	274
Die letzte Vesper der Versöhnung	282
Exodus aus dem Patriarchat	287
Mitternachtsmesse der Verzweiflung	291
Das Martyrium der Idealistin	296
Der rote Schnee der Familie Weiß	300

Nachruf

Denk daran... es war immer... Liebe	307
---	-----

Alle Charaktere und Handlungen in diesem Roman sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt. Obwohl einige strukturelle Elemente von realen wirtschaftlichen Konstellationen inspiriert sein mögen, sind die dargestellten Persönlichkeiten, ihre Beziehungen und Motivationen vollständig der Fantasie des Autors entsprungen.

*Leise rieselt der Schnee,
still und starr liegt der See,
weihnachtlich glänzet der Wald,
freue dich, Christkind kommt bald!*

*In den Herzen ist's warm,
still schweigt Kummer und Harm,
Sorge des Lebens verhallt,
freue dich, Christkind kommt bald!*

*Bald ist heilige Nacht,
Chor der Engel erwacht,
hört nur, wie lieblich es schallt:
Freue sich, Christkind kommt bald!*

Leise rieselt der Schnee

Im Schatten des Tannenbaums

Der Schnee knirschte unter seinen Stiefeln. Adrian Maurer hielt inne und verharrte regungslos im Schatten einer jahrhundertalten Linde, deren kahle Äste sich wie frostüberzogene Finger gegen den nachtschwarzen Dezemberhimmel streckten. Sein Atem bildete kleine Wolken in der Kälte, während er seinen Blick über die sanft ansteigende Hügellandschaft schweifen ließ. 15 Kilometer östlich von Heilbronn, weit ab von neugierigen Nachbarn oder zufälligen Passanten, thronte das Anwesen der Familie Weiß in einer natürlichen Mulde – eine diskrete Manifestation von Reichtum und Macht.

Die letzten Sonnenstrahlen waren längst hinter den bewaldeten Hügeln verschwunden, doch vereinzelte Lichter schimmerten durch die Dunkelheit. Festliche Beleuchtung, dezent und geschmackvoll, wie es der Stil des Hauses war. Adrian zog seine Handschuhe fester und prüfte die taktische Ausrüstung unter seinem dunklen Wintermantel ein letztes Mal. Die Uhr zeigte 19:22 Uhr. Der Zeitplan war eng, aber präzise kalkuliert.

Er aktivierte sein gesichertes Kommunikationsgerät und überprüfte die digitalen Systeme. Drei grüne Lichter blinkten bestätigend. Die Hintertüren, die er in den vergangenen Monaten in das Sicherheitssystem des Anwesens implementiert hatte, waren aktiv und bereit. Gleichzeitig registrierte das Gerät die Standorte jener Personen, die mit den von ihm installierten Signalverstärkern ausgestattet waren. Alles lief nach Plan. Ein kurzes, zufriedenes Lächeln

huschte über sein schmales Gesicht, bevor es wieder der professionellen Konzentration wich.

»Showtime«, flüsterte er in die Stille der Nacht.

Mit geübten Bewegungen glitt Adrian den Hang hinab, jedes Geräusch vermeidend. Er bewegte sich parallel zur zwei Kilometer langen Privatstraße, die zum Anwesen führte, ohne sie jedoch zu betreten. Stattdessen nutzte er die natürliche Deckung des Waldes. Seine Schritte wurden von Jahren operativer Ausbildung gelenkt.

Als er sich der Umfriedung näherte, verlangsamte er sein Tempo. Die 2,40 Meter hohe Natursteinmauer, teilweise von Efeu und wildem Wein bewachsen, wirkte auf den ersten Blick wie ein pittoreskes Relikt vergangener Zeiten. Nur ein geschultes Auge wie das seine erkannte das ausgeklügelte Sicherheitssystem, das darin verborgen war. Bewegungssensoren, Drucksensoren, Infrarotsysteme – alles vom Feinsten, installiert von einer Schweizer Spezialfirma.

Adrian kannte jede einzelne Komponente dieses Systems. Hatte es studiert, analysiert, seine Schwachstellen identifiziert. Mit einem leisen Summen aktivierte er den ersten seiner elektronischen Bypässe. Auf seinem Gerät erschien eine detaillierte Karte des Geländes mit einem schmalen, grün markierten Korridor – ein temporäres Fenster im elektronischen Abwehrsystem.

Mit katzenartiger Geschmeidigkeit überwand er die Mauer an einer vorher identifizierten Stelle, wo ein alter Baum natürliche Trittstufen bot. Für einen kurzen Moment verharnte er auf der Mauerkrone und ließ seinen Blick über das nun viel deutlicher erkennbare Anwesen schweifen.

Das U-förmige Hauptgebäude mit seiner honigfarbenen Natursteinfassade und den dunkelgrünen Fensterläden strahlte eine zeitlose, unaufdringliche Eleganz aus. Durch einige der Fenster drang warmes Licht nach draußen. Adrian konnte Bewegungen wahrnehmen – Silhouetten, die sich durch die Räume bewegten. Die Familie versammelte sich zum traditionellen Weihnachtsessen. Er kannte den Ablauf, jedes Detail des Familienrituals.

Mit einem lautlosen Sprung landete er auf der Innenseite der Mauer, federte den Aufprall mit angewinkelten Knien ab und verschmolz sofort wieder mit den Schatten. Der Geruch von feuchter Erde und Tannennadeln stieg ihm in die Nase, vermischt mit einem Hauch von Holzrauch aus dem Kamin des Haupthauses. Unter seinen Stiefeln knirschte gefrorener Lehm.

Nun begann der kompliziertere Teil. Adrian bewegte sich im Zickzack durch den weitläufigen Garten, wobei er sorgfältig den Überwachungskameras auswich, deren Positionen er auswendig kannte. Seine Bewegungen waren so kalkuliert wie die eines Schachspielers, der mehrere Züge im Voraus denkt.

Als er einen geschützten Punkt etwa 50 Meter vom Haupthaus entfernt erreichte, hielt er inne und aktivierte die zweite Stufe seines digitalen Angriffsplans. Ein kurzer Befehl auf seinem Gerät löste eine Kaskade von Ereignissen aus: Eine subtile Störung im Sicherheitssystem, nichts Dramatisches – nur genug, um den diensthabenden Sicherheitschef Joachim Weber zu einer Überprüfung zu bewegen.

Adrian beobachtete durch ein kompaktes Fernglas, wie sich eine Gestalt vom Hintereingang des Hauses in Richtung des freistehenden Technikgebäudes bewegte. Weber war pünktlich, vorhersehbar, professionell. Aber heute Abend spielte auch seine beginnende Magenverstimmung Adrian in die Hände. Der Sicherheitschef hatte bereits zweimal zur Schmerztablette gegriffen, wie Adrian durch die Kameras des Hauses beobachtet hatte.

Mit Weber temporär außer Sichtweite nutzte Adrian das Zeitfenster, um sich weiter durch den Garten zu bewegen. Die wenigen Minuten, die der Sicherheitschef für die Überprüfung und den Neustart des Systems benötigen würde, waren genug, um die zweite Verteidigungslinie zu durchbrechen und sich dem Haus zu nähern.

Er bewegte sich durch das sorgsam geplante Terrain des Anwesens, zwischen den kunstvoll arrangierten Rosenbüschen hindurch. Die Winterschutzhüllen waren wie weiße Gespenster in der Dunkelheit. Er glitt näher an das Hauptgebäude heran. Jeder Schritt war

kalkuliert, jede Bewegung darauf ausgerichtet, die toten Winkel der Überwachungskameras zu nutzen.

Etwa 30 Meter vom Haus entfernt erreichte er den Schatten einer imposanten Eiche, deren mächtiger Stamm ihm perfekte Deckung bot. Von hier aus hatte er einen ungehinderten Blick auf das warme Licht, das aus den Fenstern des Speisesaals drang. Silhouetten bewegten sich dahinter – die Familie Weiß beim traditionellen Weihnachtessen.

Adrian lehnte sich gegen den Baumstamm, die knotige Rinde durch den Stoff seines Mantels hindurch spürbar, und spürte, wie sein Puls sich beschleunigte – nicht aus Angst, sondern aus einem Gefühl von Vorfreude. Jahre der Planung, Monate der Vorbereitung, und nun war er dem Ziel so nah.

Vor seinem inneren Auge erschien plötzlich das Bild einer eleganten Frau in ihren Dreißigern, die aus einem Luxuswagen stieg und mit kalter Stimme über einen »dämlichen Köter« schimpfte. Monika Fischer, damals noch Monika Weiß. Ihre Verachtung für das Leben eines Straßenhundes und die Tränen eines achtjährigen Jungen hatten ein Feuer in ihm entfacht, das auch 18 Jahre später noch in ihm brannte.

Er aktivierte sein Kommunikationsgerät und überprüfte die Signale seiner Komplizen im Inneren des Hauses. Alles war bereit für die nächste Phase. Mit grimmiger Entschlossenheit bereitete sich Adrian darauf vor, den entscheidenden Moment abzuwarten, in dem er unbemerkt in das Innere der Festung vordringen würde.

Vorhang auf.

Der Preis der Gleichgültigkeit

18 Jahre zuvor

Die Herbstsonne tauchte den kleinen Park am Stadtrand von Stuttgart in goldenes Licht. Acht Jahre alt war Adrian, ein schwächlicher

Junge mit zu großer Cordhose und einem ausgebleichten Pullover, der ihm an den Handgelenken zu kurz war. Aber in diesem Moment kümmerte ihn das nicht. In diesem Moment war er glücklich.

»Roxy, schau mal! Schau, was ich habe!« Seine Stimme überschlug sich vor Begeisterung, als er den roten Ball hochhielt.

Die mittelgroße Mischlingshündin mit dem sandfarbenen Fell verfolgte jede seiner Bewegungen mit wachsamen, bernsteinfarbenen Augen. Ihre weißen Abzeichen an Brust und Pfoten leuchteten im Sonnenlicht, und die leicht zerfransten Ohren – Narben aus ihrer Zeit als Straßenhund in Rumänien – zuckten aufmerksam. Ihr buschiger Schwanz peitschte erwartungsvoll durch die Luft.

Für die anderen mochte sie nur ein Mischlingshund aus dem Tierheim sein. Für Adrian war sie die Welt. Seit er sie vor zehn Monaten gerettet hatte, folgten sie einander überallhin wie Schatten. Jede freie Minute verbrachte er mit ihr. Sie war seine beste Freundin, seine Vertraute, die Einzige, die ihn immer verstand, wenn in der kleinen Wohnung wieder einmal Stimmen laut wurden.

»Bereit? Hol ihn dir!« Adrian holte aus und warf den Ball über die kleine Wiese, die an die ruhige Seitenstraße grenzte.

Roxy schoss davon, eine verspielte Explosion aus Energie und Lebensfreude. Ihre Pfoten trommelten über das Gras, ihre Ohren flatterten im Wind. Adrian lachte, ein helles, sorgenfreies Kinderlachen, das von den nahegelegenen Bäumen zurückgeworfen wurde.

Dann geschah alles so schnell.

Der Ball flog weiter als beabsichtigt, hüpfte einmal auf und sprang über den niedrigen Bordstein auf die Straße. Roxy, in ihrem spielerischen Eifer, folgte ihm, ohne zu zögern.

Adrian sah den schwarzen Luxuswagen zu spät. Hörte erst das Quietschen der Bremsen, dann den dumpfen Aufprall. Ein entsetzlicher Laut, der in seinen Ohren nachhallte wie ein Donner, gefolgt von einem hohen, schmerzerfüllten Jaulen.

»ROXY!«

Die Zeit schien stillzustehen, während er über die Wiese rannte. Seine Beine fühlten sich schwer an, als würde er durch Wasser wa-

ten. Dann kniete er auf dem Asphalt neben seiner Hündin, die zuckend und winselnd dalag.

»Nein, nein, nein ...« Seine kleinen Hände zitterten, als er behutsam nach ihr griff und ihren Kopf in seinen Schoß bettete. »Roxy, bitte ...«

Warmes Blut sickerte durch das sandige Fell und färbte seine Jeans dunkel. Ihr Atem ging rasselnd und unregelmäßig. Einer ihrer Hinterbeine stand in einem unmöglichen Winkel ab. Aber es waren ihre Augen, die ihn am meisten erschreckten – weit aufgerissen vor Schmerz und Verwirrung, als könnte sie nicht verstehen, was passiert war. Sie blickte zu ihm auf, ihre treuen Bernsteinaugen flehend, als bäte sie ihn, den Schmerz wegzunehmen.

»Es wird alles gut«, flüsterte er, obwohl er schon damals wusste, dass es eine Lüge war. Tränen strömten über seine Wangen und tropften auf ihr Fell. »Ich bin hier. Ich bleibe bei dir.«

Roxys Zunge kam heraus und leckte schwach über seine Hand – eine letzte liebevolle Geste. Ein Schauer durchlief ihren Körper. Aus ihrer Schnauze sickerte Blut, das sich mit ihrem zunehmend flacher werdenden Atem zu kleinen roten Blasen formte.

Adrian war nur ein Kind, aber in diesem Moment spürte er die Wahrheit mit erschreckender Klarheit: Er verlor sie. Seine Freundin, seine Gefährtin, seine Roxy.

»Bitte nicht gehen«, schluchzte er und hielt sie fester, als könnte er sie durch reine Willenskraft im Leben halten. »Bitte, Roxy ... ich brauche dich.«

Er merkte kaum, dass der Wagen angehalten hatte. Hörte nicht, wie die Türen sich öffneten. Seine ganze Welt hatte sich auf den sterbenden Hund in seinen Armen reduziert, auf das immer schwächer werdende Heben und Senken ihres Brustkorbs, auf das leise, schmerzvolle Wimmern, das mit jedem Atemzug leiser wurde.

Ein letztes Zittern durchlief Roxys Körper. Ihre Augen, die ihn noch immer anschauten, wurden langsam stumpf. Ein letzter, zitternder Atemzug entwich ihr, dann wurde sie schlaff in seinen Armen.

»Roxy ...?« Adrian rüttelte sanft an ihr, als könnte er sie aufwecken. »Roxy, wach auf ... bitte wach auf ...«

Aber sie würde nicht mehr aufwachen.

Der Schmerz in seiner Brust war überwältigend. Er beugte sich über seine tote Freundin und weinte hemmungslos, sein junger Körper erschüttert von Schluchzern, die ihn von innen aufrissen.

Zeit verlor ihre Bedeutung. Er hätte Sekunden oder Stunden so dasitzen können. Dann drang eine Stimme durch den Nebel seines Schmerzes.

»Die Stoßstange ist verbeult. Und sieh dir den Lack an!«

Adrian blickte auf, das Gesicht tränenüberströmt und verzerrt vom Schmerz. Eine elegant gekleidete Frau in den Dreißigern stand neben dem Luxuswagen. Sie ignorierte den weinenden Jungen völlig und inspizierte stattdessen mit missbilligendem Blick die Front ihres Fahrzeugs, wo ein kleiner roter Fleck am Chrom sichtbar war.

»Dieser dämliche Köter hat einen erheblichen Schaden verursacht«, sagte sie mit kalter Stimme zu ihrem Chauffeur, der zumindest den Anstand hatte, betroffen zu wirken. »Das wird eine teure Reparatur.«

Etwas in Adrian erstarrte bei diesen Worten. Durch den Schleier seiner Tränen sah er zum ersten Mal wirklich die Frau an – ihr makellos geschminktes Gesicht, ihre teure Designerkleidung, die Diamantohrringe, die im Sonnenlicht funkelten.

»Sie ist tot«, sagte er mit brüchiger Stimme. »Meine Roxy ist tot.«

Die Frau warf ihm einen flüchtigen, genervten Blick zu, als wäre er nicht mehr als ein lästiges Insekt.

»Ihr hättet das Tier an der Leine halten müssen. Die Schuld liegt ganz bei euch.« Sie wandte sich ab und zog ein Mobiltelefon aus ihrer Handtasche. »Jetzt werde ich zu spät zur Benefizgala kommen. Rufen Sie die Versicherung an, Heinrich. Und sorgen Sie dafür, dass das hier ... aufgeräumt wird.«

Mit diesen Worten stieg sie wieder ins Auto, ohne einen weiteren Blick auf den Jungen oder den toten Hund zu werfen.

Der Chauffeur – Heinrich – zögerte. Für einen kurzen Moment trafen sich seine und Adrians Blicke. Mitgefühl flackerte in den Augen des älteren Mannes auf.

»Es tut mir leid, Junge«, sagte er und reichte Adrian eine Visitenkarte. »Ruf diese Nummer an, wenn du Hilfe brauchst.«

Dann stieg auch er ein und fuhr davon, den Luxuswagen vorsichtig um Adrian und Roxy herumlenkend.

Adrian starrte auf die davonfahrende schwarze Limousine. Durch das Rückfenster konnte er die Silhouette der Frau erkennen, die bereits wieder in ihr Telefon sprach, als wäre nichts geschehen.

Eine neue Kälte und Härte mischte sich mit seinem Schmerz. In diesem Moment wusste er nur, dass er diese Frau niemals vergessen würde. Ihren gleichgültigen Blick. Ihre kalte Stimme. Die Art, wie sie den Wert eines Lebens gegen den Wert von Geld abgewogen und für zu leicht befunden hatte.

»Monika Weiß«, las er auf der Visitenkarte, die der Chauffeur ihm gegeben hatte. Der Name brannte sich in sein Gedächtnis.

Mit zitternden Händen strich er sanft über Roxys noch warmes Fell. Zum letzten Mal spürte er die weiche Textur unter seinen Fingerspitzen, zum letzten Mal berührte er die vertrauten alten Narben an ihren Ohren. Langsam hob er sie auf, überrascht von der plötzlichen Schwere seiner einst so lebendigen Freundin.

»Ich vergesse dich nicht«, flüsterte er, während er sie behutsam trug, als könnte er ihr noch immer wehtun. »Und ich vergesse sie auch nicht. Das verspreche ich dir.«

Die untergehende Sonne warf lange Schatten, als der kleine Junge mit dem toten Hund in den Armen langsam nach Hause ging. Mit jedem Schritt wurde Roxy schwerer.

Die Tyrannei der Festtagsperfektion

Das sanfte Klingeln von Kristallgläsern hallte durch den Speisesaal des Weiß'schen Anwesens, als Monika Fischer mit kritischem Blick

den festlich gedeckten Tisch umrundete. Ihre manikürten Fingernägel glitten über das makellose Damastleinen, während sie jedes Detail auf ihrer mentalen Checkliste abglich.

»Nein, nein, das geht so nicht«, sagte sie und rückte einen Platzteller um fünf Millimeter nach links. »Die Symmetrie ist komplett gestört.«

Frau Weber, die Haushälterin, unterdrückte ein Seufzen und nickte gehorsam. Nach 25 Jahren Dienst für die Familie Weiß kannte sie Monikas alljährliche Weihnachtsneurosen zur Genüge.

Monika strich eine nicht existente Falte aus ihrem cremeweißen Kaschmirkleid. Ihr honigblondes Haar war in einer eleganten Hochsteckfrisur arrangiert – aufwändig genug für den Anlass, aber nicht so, als hätte sie sich zu sehr bemüht. Ihre Diamantohrringe, ein Geschenk ihres Mannes Karsten zum 15. Hochzeitstag, fingen das warme Licht der Kerzen ein und warfen kleine Regenbogen an die vertäfelte Wand.

»Wo bleibt der Blumenschmuck für die Tischmitte? Ich habe ausdrücklich weiße Amaryllis mit Eukalyptus und Tannenzweigen bestellt.« Ihre Stimme war so kühl wie die Dezemberluft draußen, nur ohne deren Frische.

»Sie kommen gleich, Frau Fischer«, antwortete Frau Weber. »Martin vollendet gerade das Arrangement in der Küche.«

Monika warf einen Blick auf ihre schmale Cartier-Armbanduhr. »Es ist bereits nach fünf. Die ersten werden in weniger als einer halben Stunde eintreffen.« Ein missbilligender Unterton schwang in ihrer Stimme mit, als wäre das Verfehlen einer willkürlichen Deadline bereits ein persönlicher Affront.

Die Haushälterin nickte erneut und zog sich diskret in Richtung Küche zurück, froh, dem Gravitationsfeld von Monikas Missbilligung zu entkommen.

Allein im Raum, erlaubte Monika sich einen Moment der Schwäche und massierte kurz ihre Schläfen. Das grelle Licht des Kronleuchters reflektierte sich im polierten Silberbesteck und den Kristallgläsern, hypnotisch, aber auch anstrengend. Die Perfektion die-

ses Anblicks beruhigte und erschöpfte sie zugleich. Wie jedes Jahr hatte sie wochenlang an den Details dieses Abends gefeilt: die perfekte Tischdekoration, die ideale Playlist mit dezenter klassischer Weihnachtsmusik, die strategische Sitzordnung, die potenzielle Konflikte minimieren sollte.

Besonders die Platzierung ihrer Tochter Sophia hatte ihr Kopfzerbrechen bereitet. Eigentlich sollte sie neben ihrem Großvater sitzen – Dieters offensichtliche Vorliebe für seine Enkelin war etwas, das Monika nie ganz verstanden, aber strategisch zu nutzen gelernt hatte. Aber dann war da die komplizierte Dynamik zwischen Sophia und ihrem Cousin Thomas ...

»Frau Fischer?«

Monika fuhr leicht zusammen. Martin Berger, der Koch, stand in der Tür, ein beeindruckendes Blumenarrangement in Händen. Trotz seiner früheren Karriere als Sternekoch hatte er sich erstaunlich gut in die Rolle des Privatgestellten eingefügt.

»Endlich«, sagte sie und deutete auf die Mitte des Tisches. »Dort, und achten Sie auf die Ausrichtung. Die höchste Blüte muss exakt zur Stirnseite des Tisches zeigen, wo mein Vater sitzen wird.«

Martin setzte das Arrangement mit der Präzision eines Chirurgen ab. Seine Bewegungen waren ruhig und kontrolliert, sein Gesicht unbewegt vor professioneller Neutralität.

»Das Menü liegt im Zeitplan«, sagte er unaufgefordert. »Die Vorspeise ist fertig, die Gans ruht nach dem ersten Bratvorgang, und das Dessert kühlt im Weinkeller, genau wie besprochen.«

»Gut.« Monika nickte knapp. Gutes Essen war selbstverständlich, keine Auszeichnung wert. »Und der Champagner?«

»Im Eiskühler, Jahrgänge wie gewünscht, Temperatur optimal.«

»Die Servietten?«

»Frisch gebügelt und neu gefaltet, nachdem die erste Faltung nicht Ihren Ansprüchen genügte.«

Ein Zucken huschte über Monikas Gesicht. War da ein Hauch von Sarkasmus in seiner Stimme? Sie entschied, es zu ignorieren.

»Sie können dann gehen. Ich rufe, wenn wir Sie brauchen.«

Martin verneigte sich leicht und zog sich zurück, während Monika weiter den Raum inspizierte.

Die sanften Töne von *Stille Nacht* drangen gedämpft aus den diskreten Lautsprechern an den Wänden. Der Duft von Tannenzweigen vermischte sich mit dem Aroma von teurem Bienenwachs der handgezogenen Kerzen. Durch die hohen Fenster konnte man sehen, wie einzelne Schneeflocken zu fallen begannen und sich auf der Terrasse sammelten – eine perfekte weiße Weihnacht, wie bestellt.

Der Speisesaal mit seiner dezenten Vertäfelung und den sorgsam ausgewählten Familienporträts strahlte genau die richtige Mischung aus Tradition, Wohlstand und Understatement aus, die das Markenzeichen des Hauses Weiß war. Nicht protzig, nein – dafür war ihr Vater zu klug. Aber jedes Detail schrie für den, der die Sprache zu lesen verstand: Hier leben Menschen, die es sich leisten können, das Beste zu wählen, ohne jemals über den Preis nachdenken zu müssen.

Ein verirrtes Stück Tannennadel auf dem Boden erregte ihre Aufmerksamkeit. Mit spitzen Fingern hob sie es auf und warf es in den Kamin, wo es mit einem kurzen Aufflackern verschwand.

Das leise Geräusch von Schritten ließ sie sich umdrehen. Karsten stand in der Tür, tadellos gekleidet in einem anthrazitfarbenen Anzug, der seine hohe, schlanke Gestalt betonte. Sein Gesicht zeigte die charakteristische Mischung aus Präzision und emotionaler Distanz, die Monika gleichzeitig faszinierte und irritierte.

»Das Arrangement ist gelungen«, bemerkte er, während sein Blick analytisch über den Tisch glitt. »Die symmetrische Anordnung der Gedecke entspricht exakt dem goldenen Schnitt. Beabsichtigt?«

Monika lächelte dünn. Dies war das höchste Kompliment, das Karsten zu machen fähig war – die Anerkennung mathematischer Perfektion.

»Natürlich beabsichtigt«, antwortete sie. »Ich überlasse nichts dem Zufall.«

Karsten trat näher, justierte ein Weinglas um genau drei Millimeter – eine Kleinigkeit, die nur seinem geschulten Auge für solche

Feinheiten auffallen konnte.

»Deine Mutter rief an«, sagte er beiläufig, während er mit den Fingerspitzen über die glatte Tischkante fuhr. »Sie wollte wissen, ob wir besondere Vorkehrungen für Thomas getroffen haben.«

Monika versteifte sich leicht. »Was hast du ihr gesagt?«

»Die Wahrheit. Dass wir ihn zwischen Michael und Lenas leerem Platz gesetzt haben, weit weg von deinem Vater, um ideologische Debatten zu minimieren.«

»Gut.« Sie seufzte leicht. »Der letzte Weihnachtsstreit zwischen Thomas und Vater hat zwei Stunden gedauert und mit zerbrochenen Brandygläsern geendet.«

»Drei Stunden und 17 Minuten«, korrigierte Karsten automatisch. »Und es war ein Cognacschwenker aus Baccarat-Kristall, Jahrgang 1987. Dein Vater hat ihn in seiner Erregung zerdrückt, nicht zerbrochen.«

Monika schüttelte leicht den Kopf. Manchmal fragte sie sich, wie es wäre, nicht mit einem wandelnden Datenrekorder verheiratet zu sein. Jemand, der Emotionen fühlte, statt sie nur zu katalogisieren. Aber nach über drei Jahrzehnten Ehe hatte sie sich an Karstens Art gewöhnt, sie sogar schätzen gelernt. Seine emotionale Distanz bedeutete auch Stabilität, Berechenbarkeit. Keine unangenehmen Überraschungen.

»Ich habe die Sitzordnung mehrfach überarbeitet«, sagte sie, während sie ein imaginäres Staubkorn von der Tischdecke wischte. »Besonders die Platzierung unserer Tochter hat mir Kopfzerbrechen bereitet. Einerseits würde Vater sie gerne neben sich haben, andererseits ...«

»Du machst dir zu viele Gedanken«, unterbrach Karsten sie mit einem Anflug von Ungeduld. »Sophia ist eine erwachsene Frau, kein Schachbrett-Bauer, den du strategisch platzieren musst.«

Seine Worte trafen Monika härter, als sie zugeben wollte. »Es geht nicht um Strategie«, verteidigte sie sich. »Es geht um Harmonie.«

»Nein«, sagte Karsten kühl, »es geht um Kontrolle. Wie immer.«

Ein kurzes, unangenehmes Schweigen entstand zwischen ihnen.

Die wohltemperierte Weihnachtsmusik im Hintergrund wirkte plötzlich wie ein zynischer Kommentar zu ihrer Konversation.

»Deine neueste Studie«, sagte Monika schließlich, das Thema wechselnd. »Die über Entscheidungsprozesse unter Stress. War sie erfolgreich?«

Karstens Augen leuchteten kurz auf – das einzige Anzeichen von Leidenschaft, das er je zeigte, reserviert für seine wissenschaftliche Arbeit.

»Außerordentlich. Wir konnten nachweisen, dass der präfrontale Kortex unter akutem Stress signifikant andere Verarbeitungsmuster zeigt als bisher angenommen. Die Implikationen für das Verständnis von Entscheidungsfindung in Krisensituationen sind beträchtlich.«

»Faszinierend«, sagte Monika automatisch, obwohl sein Fachjargon an ihr abprallte wie Regen an einer Fensterscheibe. Sie fragte sich, ob er jemals bemerkt hatte, dass sie seine Forschung nicht wirklich verstand – oder ob es ihn überhaupt kümmern würde.

Karsten trat ans Fenster. »Die Flockenbildung ist heute Abend besonders ausgeprägt. Perfekte hexagonale Strukturen, wenn mich meine Augen nicht täuschen.«

»Sogar der Schnee muss deinen Standards entsprechen«, bemerkte Monika mit einem Anflug von Bitterkeit.

Karsten drehte sich zu ihr um, seine Stirn leicht gerunzelt. »War das Sarkasmus? Du weißt, dass ich Schwierigkeiten habe, Tonfall zu interpretieren.«

Monika seufzte innerlich. Es war sinnlos, mit Karsten über emotionale Nuancen zu diskutieren. Sein Gehirn war einfach nicht darauf programmiert.

»Nein«, sagte sie. »Nur eine Beobachtung.«

Sie trat zu ihm ans Fenster, betrachtete die verschneite Landschaft. Für einen Moment standen sie schweigend nebeneinander – zwei perfekte, makellose Figuren hinter Glas, wie in einer teuren Schneekugel.

»Sophia wird spät dran sein«, sagte Karsten plötzlich. »Ihr letzter Text deutete auf Verzögerungen bei der Arbeit hin.«

»An Heiligabend?« Monika runzelte die Stirn. »Welche Art von Firma lässt ihre Mitarbeiter am 24. Dezember arbeiten?«

»Eine mit Tokio-Kunden, vermute ich«, erwiderte Karsten.

»Sie sollte ihre Prioritäten überdenken«, murmelte Monika.

Karsten sah sie mit einem seiner seltenen direkten Blicke an. »Vielleicht hat sie das bereits getan. Und vielleicht sind ihre Prioritäten einfach andere als deine.«

Bevor Monika antworten konnte, meldete sich die Standuhr im Foyer mit ihrem sanften Gongschlag. Sechs Uhr. Die ersten Gäste würden in weniger als 30 Minuten eintreffen.

»Ich sollte mich umziehen«, sagte Karsten, sein Ton wieder neutral und distanziert. »Die Manschettenknöpfe, die du ausgesucht hast, liegen bereit?«

»Auf der Kommode, neben deiner Uhr«, bestätigte Monika automatisch.

Er nickte knapp und verließ den Raum mit gemessenen Schritten, seine Haltung perfekt aufrecht, sein Gang präzise wie ein Uhrwerk.

Monika blieb allein zurück, umgeben von der makellosen Bühne, die sie für das Familientreffen geschaffen hatte. Sie ging zum Fenster und betrachtete die zunehmend dicker fallenden Schneeflocken. Der Garten mit seinen klaren geometrischen Formen verschwand langsam unter einer perfekten weißen Decke. So sollte es sein: rein, geordnet, kontrolliert.

Punsch und Ideologie

Die Bibliothek im Erdgeschoss des Weiß'schen Anwesens war ein Rückzugsort der besonderen Art. Anders als die repräsentativen Räume des Hauses, die makellos, aber irgendwie steril wirkten, hatte dieser Raum eine Seele. Die maßgefertigten Eichenregale bargen eine beeindruckende Sammlung von Literatur – wirtschaftswissenschaftliche Standardwerke neben philosophischen Abhandlungen, historische Analysen neben zeitgenössischen Debatten.

Dieter Weiß stand vor dem bodentiefen Fenster, ein Kristallglas mit Whisky in der Hand. Sein silberweißes Haar leuchtete im warmen Licht der Leselampen, seine aufrechte Haltung verriet nichts von seinen 74 Jahren. Er trug einen dezenten, aber perfekt sitzenden dunkelgrauen Anzug mit einer weinroten Krawatte – festlich, aber nicht übertrieben.

»Ein besseres Beispiel für die Effizienz freier Märkte als die deutsche Nachkriegsgeschichte wirst du kaum finden«, sagte er und nahm einen bedächtigen Schluck seines Single Malts. »Aus Trümmern zu einem der wirtschaftsstärksten Länder der Welt – in einer einzigen Generation.«

Sein Enkel Thomas Brandt saß im Ledersessel gegenüber, die langen Beine lässig übereinandergeschlagen. Mit seinen 26 Jahren bildete er einen auffälligen Kontrast zu seinem Großvater – seine Kleidung war von höchster Qualität, aber bewusst unkonventionell: ein burgunderroter Kaschmirpullover über einem weißen Hemd, dunkle Jeans und handgefertigte Lederschuhe, die nie einen Schuhkarton von der Stange gesehen hatten.

»Das Wirtschaftswunder«, erwiderte Thomas, während er die bernsteinfarbene Flüssigkeit in seinem eigenen Glas betrachtete, »war kein Kind des ungezügelter Kapitalismus, Großvater. Es war das Ergebnis einer sozialen Marktwirtschaft mit starker staatlicher Lenkung, hohen Spitzensteuersätzen und einer Gewerkschaftsmacht, von der wir heute nur träumen können.«

Dieter schmunzelte, ein Ausdruck, der die Falten um seine hellblauen Augen vertiefte. »Da spricht der Doktorand der Humboldt-Universität. Immer noch bei deinem marxistischen Professor?«

»Professor Wegner ist keine Marxistin, sie ist eine kritische Ökonomin. Ein Unterschied, den deine Generation oft nicht wahrhaben will.«

Der alte Mann trat an seinen imposanten Schreibtisch und strich mit einer Hand über das glatte Eichenholz. Ein Erbstück aus dem alten Lebensmittelladen seines Vaters, eines der wenigen, das er aus den Anfangstagen seines Imperiums bewahrt hatte. Thomas beob-

achtete die Geste – er kannte ihre Bedeutung, wusste, dass sein Großvater in solchen Momenten an seine eigenen bescheidenen Anfänge dachte.

»Die Wirtschaft ist kein Nullsummenspiel, Thomas«, sagte Dieter nach einer kurzen Pause. »Der Wohlstand, den wir geschaffen haben, kommt allen zugute. Jeder Mensch profitiert davon.«

Thomas erhob sich aus dem Sessel, eine fließende, energiegelade Bewegung. »Kommt er das wirklich?« Er deutete durch das Fenster auf die verschneite Landschaft draußen. »Während wir hier in unserem Elfenbeinturm sitzen, arbeiten Menschen für Löhne, von denen sie nicht leben können. Frag mal deine Lagerarbeiter, wie viel vom Wohlstand bei ihnen ankommt.«

Ein Schatten huschte über Dieters Gesicht. »Ich zahle bessere Löhne als jeder meiner Konkurrenten.«

»Aber immer noch weniger, als du könntest. Immer noch weniger, als für ein anständiges Leben nötig wäre.«

»Anständigkeit ist ein dehnbarer Begriff«, entgegnete Dieter und stellte sein Glas auf den Schreibtisch. Das sanfte Klicken des Kristalls auf dem Holz hallte im Raum wider. »Wenn ich mehr zahle, als der Markt verlangt, setze ich die Wettbewerbsfähigkeit des Unternehmens aufs Spiel. Tausende Arbeitsplätze hängen davon ab.«

Thomas lachte kurz auf, ein Laut ohne echte Heiterkeit. »Marktzwang. Das gleiche Wort, das dein Vater benutzt hat, als er Herrn Kaufmann nebenan aus dem Geschäft gedrängt hat. Großmutter hat mir davon erzählt.«

»Es ist keine Ausrede, sondern wirtschaftliche Realität.«

»Es ist eine selbsterfüllende Prophezeiung.« Thomas trat näher an seinen Großvater heran, die Augen funkelnd vor Intensität. »Ihr schafft eine Welt, in der Gier belohnt und Mitgefühl bestraft wird, und wundert euch dann, wenn Menschen sich entsprechend verhalten.«

Dieter seufzte. Thomas war brillant, davon war er überzeugt, aber so verblendet von seinen idealistischen Theorien.

»Lass uns nicht streiten«, sagte er versöhnlich. »Es ist Weih-

nachten.«

Thomas öffnete den Mund, als wollte er widersprechen, schloss ihn dann aber wieder. Er nickte langsam. »Du hast recht. Lass uns einen Waffenstillstand schließen.« Er trat zum Barwagen in der Ecke des Raumes. »Ich mache uns einen Punsch. Eine Familientradition sollten wir wenigstens ehren.«

Dieter beobachtete, wie sein Enkel mit geübten Bewegungen die silberne Kanne öffnete und den Duft des würzigen Getränks prüfte. Hinter Thomas' Rücken holte er tief Luft. Diese ideologischen Grabenkämpfe mit seinem Enkel wurden von Jahr zu Jahr intensiver. Manchmal fragte er sich, ob er diesen brillanten jungen Mann verloren hatte, ohne es zu bemerken.

»Weißt du«, sagte Dieter, während Thomas sich am Punsch zu schaffen machte, »als ich in deinem Alter war, dachte ich auch, ich könnte die Welt verändern.«

Thomas lächelte über die Schulter. »Und dann hast du beschlossen, dich mit ihr zu arrangieren?«

»Ich habe beschlossen, sie zu verbessern, statt sie umzustürzen.« Dieter trat ans Bücherregal und zog einen schweren Band heraus. »Verbesserungen brauchen Zeit, Thomas. Revolution zerstört oft mehr, als sie schafft.«

Thomas hatte sich wieder dem Punsch zugewandt. Seine Rückenmuskulatur spannte sich leicht an, als er mit einer unauffälligen Bewegung ein kleines Fläschchen aus der Innentasche seines Pull-overs gleiten ließ und den Inhalt in die dampfende Flüssigkeit träufelte. Sein Puls beschleunigte sich, doch seine Hände blieben ruhig.

»Ich denke, wir haben nicht mehr viel Zeit für langsame Verbesserungen«, sagte er, während er den Punsch umrührte und das Fläschchen wieder verschwinden ließ. »Der Klimawandel, soziale Ungleichheit, die Aushöhlung demokratischer Strukturen durch wirtschaftliche Macht – das sind keine Probleme, die auf behutsame Reform warten können.«

»Und deine Alternative ist?« Dieter schaute seinen Enkel herausfordernd an.

Thomas drehte sich um, zwei dampfende Becher in den Händen. »Eine grundlegende Neuordnung des Systems. Eine Wirtschaft, die dem Menschen dient, nicht umgekehrt.«

»Klingt verdächtig nach den Parolen, die ich in meiner Jugend schon gehört habe.« Dieter nahm einen der Becher entgegen. Der Duft von Zimt, Kardamom und Orangenschalen stieg ihm in die Nase, vermischt mit dem charakteristischen Aroma des Rums, der seit Generationen nach einem Familienrezept in den Punsch kam.

»Manche Wahrheiten bleiben relevant, Großvater.« Thomas prostete ihm zu und nahm einen kleinen Schluck, darauf achtend, nur seine Lippen zu benetzen, ohne tatsächlich zu trinken.

Dieter tat es ihm nach und nahm einen tiefen Zug des heißen Getränks. »Nicht schlecht«, sagte er anerkennend. »Du hast ein gutes Händchen für die Familienrezeptur.«

»Von dir gelernt.« Thomas setzte sich wieder, beobachtete seinen Großvater aus dem Augenwinkel. Das Beruhigungsmittel würde bald wirken.

»Vielleicht sollten wir uns mehr auf das konzentrieren, was uns verbindet, statt auf das, was uns trennt«, sagte Dieter nach einer Weile, den Becher in beiden Händen haltend, die Wärme genießend.

»Und was wäre das?« Thomas' Stimme klang wirklich interessiert.

»Familie. Tradition. Der Wunsch, etwas zu schaffen, das Bestand hat.«

Thomas schüttelte leicht den Kopf. »Du reduzierst alles auf das Persönliche, Großvater. Aber die Probleme sind strukturell.«

»Das Leben ist persönlich, Thomas. Strukturen sind Abstraktionen, die wir schaffen, um das Persönliche zu organisieren.«

»Eine bequeme Philosophie für jemanden, der von den bestehenden Strukturen profitiert.«

Dieters Gesicht verhärtete sich leicht. »Du vergisst, dass ich diese ›bestehenden Strukturen‹ mit eigenen Händen aufgebaut habe. Aus dem Nichts.«

»Mit eigenen Händen?« Thomas lachte kurz. »Und mit der Arbeit

von Tausenden Angestellten, die einen Bruchteil des Wertes erhalten, den sie schaffen.«

Eine Ader an Dieters Schläfe begann zu pochen. »Du sitzt hier in deiner teuren Kleidung, studierst an einer Elite-Universität, finanziert von meinem Geld, und hast die Dreistigkeit, mir Vorträge über Ausbeutung zu halten?«

»Ich leugne meine Privilegien nicht«, erwiderte Thomas ruhig. »Im Gegenteil – ich bin mir ihrer schmerzhaft bewusst. Aber im Gegensatz zu dir sehe ich sie als Verpflichtung, nicht als Bestätigung.«

Dieter knallte seinen Becher auf den Tisch. Eine kleine Menge Punsch schwappte über und hinterließ einen dunklen Fleck auf dem polierten Holz. »Du glaubst also, moralisch überlegen zu sein? Mit deinen 23 Jahren und null Lebenserfahrung außerhalb des akademischen Elfenbeinturms?«

»26«, korrigierte Thomas automatisch. »Und du weißt nichts über meine Erfahrungen außerhalb der Universität.«

»26, 23 – das ändert nichts«, schnitt Dieter ihm das Wort ab. »Ich weiß, dass du nie eine Lohnabrechnung unterschreiben musstest! Nie eine schlaflose Nacht hattest, weil von deinen Entscheidungen Arbeitsplätze abhängen!«

Thomas erhob sich, ein kaltes Funkeln in seinen Augen. »Und ich weiß, dass du nie einen Tag deines Lebens hungrig zu Bett gehen musstest. Nie die Demütigung erleben musstest, trotz Vollzeitarbeit nicht über die Runden zu kommen.«

»Das reicht jetzt!« Dieters Stimme hallte durch den Raum. Er stellte seinen Becher ab und trat auf Thomas zu, die Augen vor Zorn verengt. »Ich lasse mir von meinem eigenen Enkel nicht vorwerfen, privilegiert geboren zu sein! Ich weiß nicht, was dieser marxistische Professor dir in den Kopf gesetzt hat, aber ich erkenne dich kaum wieder!«

Thomas trat nicht zurück, obwohl Dieters imposante Gestalt nun direkt vor ihm stand. »Vielleicht erkennst du mich zum ersten Mal, wie ich wirklich bin«, sagte er leise, aber deutlich.

Die Tür zur Bibliothek öffnete sich, und Hannelore Weiß erschien im Türrahmen, elegant in einem dunkelgrünen Samtkleid, das ihre noch immer schlanke Figur betonte. Ihr silbergraues Haar war in einer klassischen Frisur arrangiert, ihre Haltung aufrecht und würdevoll.

»Was ist hier los?«, fragte sie, ihr Blick wanderte von ihrem Mann zu ihrem Enkel. »Man kann euch bis in den Speisesaal hören.«

Dieter trat einen Schritt zurück, rieb sich die Stirn. »Nichts, Liebste. Nur eine ... lebhaftere Diskussion.«

»Über Politik«, ergänzte Thomas mit einem schmalen Lächeln. »Großvater und ich haben unterschiedliche Ansichten über soziale Gerechtigkeit.«

Hannelore strich eine Falte aus ihrem Samtkleid. »Muss das ausgerechnet heute sein? Monika hat sich solche Mühe gegeben, alles perfekt zu gestalten.«

»Du hast recht«, sagte Dieter und versuchte, seine Stimme zu kontrollieren, obwohl Thomas bemerkte, wie schwer ihm das fiel. »Es ist Weihnachten. Wir sollten uns zusammenreißen.«

Thomas nickte langsam. »Entschuldige, Großmutter. Du hast natürlich recht.«

Hannelore lächelte, doch die Anspannung wich nicht ganz aus ihrem Gesicht. »Das Essen ist fast fertig. Kommt ihr?«

»Natürlich«, antwortete Dieter. »Wir kommen sofort.«

Als Hannelore den Raum verließ, herrschte für einen Moment tiefe Stille zwischen Großvater und Enkel. Dieter griff nach seinem Punschbecher und leerte ihn mit einem Zug.

»Ein Waffenstillstand für heute Abend«, sagte er schließlich, seine Stimme heiser. »Deiner Großmutter zuliebe.«

Thomas deutete eine Verbeugung an. »Wie du wünschst.«

Als sie gemeinsam den Raum verließen, bemerkte Thomas, dass Dieters Gang bereits leicht unsicher wirkte, seine Bewegungen minimal verlangsamt. Das Mittel begann zu wirken. Ein Stich von Schuld stieg in ihm auf, den er sofort unterdrückte.

Im Flur blieb Thomas kurz stehen, holte tief Luft und setzte dann

sein Gesicht in eine Maske kontrollierter Neutralität.

Die Fremde unterm Christbaum

Die Eingangshalle des Weiß'schen Anwesens strahlte im warmen Licht unzähliger Kerzen und dezent platzierter Wandleuchten. Der imposante Weihnachtsbaum, der vom Foyer bis zur oberen Etage reichte, glitzerte mit handgefertigtem Schmuck – jedes Stück eine Rarität, jedes mit einer eigenen Geschichte. Die Luft war erfüllt vom Duft frischer Tannenzweige und kostbarer Duftstäbchen, die Hanelore jedes Jahr speziell aus Südfrankreich importieren ließ.

Sophia Fischer stieg aus dem Taxi und stellte ihren kleinen Koffer auf den frisch gefegten Weg. Der Schnee fiel jetzt in dichten Flocken, ließ sich auf ihrem aschblonden Haar nieder und schmolz sofort. Sie bezahlte den Fahrer, der mit einem respektvollen Nicken davonfuhr – die Weiß-Villa hatte selbst auf Fremde eine einschüchternde Wirkung.

Für einen Moment stand sie regungslos in der Winternacht und betrachtete das hell erleuchtete Anwesen vor ihr. Es war imposant, aber nicht protzig – genau wie ihr Großvater. Die Architektur war klassisch, mit klaren Linien und wohl durchdachten Proportionen. Luxus, der sich nicht aufdrängte, sondern sich selbstbewusst zurückhielt.

Sophia atmete tief durch, spürte den kalten Dezemberwind auf ihrem Gesicht. Trotz der Hektik des Tages und der langen Anreise fühlte sie eine warme Vorfreude in sich aufsteigen. Wie kompliziert ihre Familienbeziehungen auch manchmal sein mochten, Weihnachten im Kreis der Familie hatte immer etwas Besonderes.

Mit leichten Schritten ging sie auf die Eingangstür zu. Bevor sie klingeln konnte, öffnete sich die schwere Eichentür, als hätte jemand auf sie gewartet.

»Fräulein Sophia«, begrüßte sie Joachim Weber mit einem warmen Lächeln. Der Sicherheitschef war ihr trotz seiner strengen Er-

scheinung immer wohlgesonnen gewesen. »Schön, dass Sie es geschafft haben. Ihre Familie wartet bereits.«

»Joachim«, erwiderte Sophia und trat ein. Die angenehme Wärme des Hauses umfing sie sofort. »Wie geht es Margarete? Hat sie sich von ihrer Erkältung erholt?«

Weber wirkte überrascht, dass sie sich an die Krankheit seiner Frau erinnerte. »Ja, danke der Nachfrage. Es geht ihr deutlich besser.«

»Wie schön! Bitte richten Sie ihr meine Grüße aus.« Sophias Lächeln war aufrichtig. Im Gegensatz zu manchen anderen Familienmitgliedern sah sie im Hauspersonal nicht bloß Angestellte, sondern Menschen mit eigenen Leben und Geschichten.

Sophia streifte ihren schwarzen Mantel ab und reichte ihn Weber, der ihn sorgfältig an der Garderobe aufhängte. Im Vergleich zu den festlichen Outfits, die ihre Mutter zweifellos für alle anderen ausgesucht hatte, war ihre eigene Kleidung schlicht: eine schmal geschnittene schwarze Hose und eine cremefarbene Seidenbluse, an deren Hals eine einzelne kultivierte schwarze Perle an einer plattinierten Kette hing. Am Handgelenk trug sie eine matte schwarze Smartwatch eigener Programmierung, und an ihrer rechten Hand glänzte dezent ein schlichter Silberring mit eingravierten Binärzahlen.

»Ihre Mutter hat nach Ihnen gefragt«, sagte Weber, während er Sophias Koffer entgegennahm. »Soll ich ihn nach oben bringen?«

»Bitte, ja.« Sophia schenkte ihm ein weiteres Lächeln. »Und Joachim, machen Sie nicht zu lange heute Abend, ja? Auch Sie sollten Zeit mit Ihrer Familie verbringen können.«

Weber nickte dankbar. Diese Rücksichtnahme war typisch für die junge Frau, die er hatte aufwachsen sehen.

Als sie durch das Foyer schritt, spiegelte sich ihr Gesicht in einem der großen, antiken Spiegel wider. Sie strich eine verirrte Strähne zurück. Ihre Bewegungen waren präzise und ökonomisch, als würde sie stets Energie sparen für wichtigere Dinge als körperliche Expressivität.

Stimmen drangen aus dem Speisesaal zu ihr herüber. Die künstlich fröhliche Stimme ihrer Mutter, das höfliche Geplänkel ihrer Tante Julia. Sophia nahm einen tiefen Atemzug, spürte, wie die wohlvertrauten Weihnachtsdüfte – Tannennadeln, Gewürze, Kerzenwachs – Erinnerungen an glücklichere Kindertage wachriefen.

Als sie den Salon betrat, verstummten die Gespräche für einen Moment. Alle Augen richteten sich auf sie.

»Da ist sie ja endlich«, sagte Monika mit einem Lächeln, das nicht ihre Augen erreichte. »Wir dachten schon, du kommst gar nicht mehr.«

»Entschuldigt die Verspätung«, erwiderte Sophia. »Der Verkehr war chaotisch, und im Büro gab es noch einen kleinen Notfall zu lösen. Aber jetzt bin ich hier und freue mich auf einen wunderbaren Abend mit euch allen.«

»Am Heiligabend?«, fragte Michael Brandt, Thomas' Vater, mit leicht hochgezogenen Augenbrauen. »Welche Firma lässt ihre Leute denn am Vierundzwanzigsten noch arbeiten?«

»Die Art, die internationale Kunden hat, Onkel Michael«, antwortete Sophia mit einem Lachen. »In Japan ist heute ein normaler Arbeitstag. Aber keine Sorge, ich habe meinem Team für den Rest der Woche freigegeben – mit Bonuszahlung.«

Sie ging zu ihrer Großmutter Hannelore und umarmte sie innig. »Großmutter, du siehst wunderbar aus. Ist das ein neues Kleid?«

Hannelore erwiderte die Umarmung mit echter Zuneigung. »Ja, deine Mutter hat mich zum Einkaufen mitgenommen. Du kennst ja ihren Geschmack.«

Sophia trat zu ihrer Mutter und gab ihr einen warmen Wangenkuss. »Es ist wirklich schön, Mutter. Du hast ein unfehlbares Auge für Eleganz.«

Monika schien überrascht von dem ungezwungenen Kompliment ihrer Tochter, ihre Augen wurden für einen Moment weicher.

Sophia begrüßte ihren Vater Karsten mit einer behutsamen Umarmung, die er mit seiner typischen zurückhaltenden Art erwiderte, aber sein kurzes Lächeln verriet, dass er sich über ihre Anwesenheit

freute. Dann wandte sie sich ihrer Tante Julia und Onkel Michael zu.

»Wo ist Großvater?«, fragte sie, als sie bemerkte, dass er nicht anwesend war.

»In der Bibliothek mit Thomas«, antwortete Hannelore. »Sie führen eine ihrer ... lebhaften Diskussionen.«

»Politik?«, fragte Sophia mit einem verständnisvollen Lächeln.

»Was sonst?« Ihre Großmutter schloss kurz die Augen.

In diesem Moment betraten Dieter und Thomas den Raum. Thomas' Gesicht erhellte sich, als er Sophia entdeckte. Mit wenigen Schritten war er bei ihr und umarmte sie herzlich.

»Du hast es also doch geschafft«, sagte er, während er sie auf Armeslänge von sich hielt und musterte. »Hattest du viel Arbeit?«

»Der übliche Jahresendstress«, erwiderte sie. »Aber jetzt bin ich hier, und das ist alles, was zählt.«

Sophia ging zu ihrem Großvater, der ihr mit ausgebreiteten Armen entgegenkam. »Meine kluge Enkelin«, sagte er mit unverhohlener Zuneigung und umarmte sie fest. Sophia erwiderte die Umarmung innig, spürte die Wärme seines Körpers, roch das vertraute Rasierwasser.

»Großvater«, sagte sie. »Du siehst gut aus.«

»Und du siehst aus, als würdest du zu wenig schlafen«, erwiderte er mit einem prüfenden Blick. »Diese Startup-Welt verlangt zu viel von dir.«

Sophia lachte. »Es ist keine Startup-Welt mehr, Großvater. Die Firma ist etabliert. Und ich liebe, was ich tue.«

Dieter nickte, ein Anflug von Stolz in seinen Augen. Er hatte nie ganz verstanden, warum seine brillante Enkelin sich für eine Karriere in der Technologiebranche entschieden hatte, statt ins Familienunternehmen einzusteigen, aber er respektierte ihren Erfolg. In seinen Augen war sie die wahre Erbin seines Unternehmergeistes.

»Jetzt sind wir endlich vollständig«, verkündete Monika mit einem gezwungenen Lächeln. »Wir können mit dem Aperitif beginnen.«

Thomas wandte sich ab und ging zu einem Beistelltisch, auf dem

die silberne Kanne aus der Bibliothek mit dampfendem Punsch stand. »Wer möchte?«, fragte er in die Runde.

»Ich denke, wir alle«, antwortete Dieter und nahm einen der ersten gefüllten Becher entgegen.

Thomas füllte kunstvolle Kristallbecher mit dem duftenden Getränk und reichte sie herum. Als er bei Sophia ankam, hielt er ihr einen Becher entgegen.

»Für dich auch?«

Sophia schüttelte den Kopf. »Danke, nein. Ich trinke seit drei Jahren keinen Alkohol mehr.«

»Gar keinen?«, fragte Julia. »Auch nicht zu Weihnachten?«

»Gar keinen«, bestätigte Sophia. »Ich habe gemerkt, dass es mir besser geht ohne. Mehr Energie, besserer Schlaf – und keine Kopfschmerzen am nächsten Morgen.«

»Wie langweilig«, kommentierte Monika. »Als Nächstes wirst du uns erzählen, dass du Veganerin geworden bist.«

»Nein, Mutter«, erwiderte Sophia. »Ich freue mich schon viel zu sehr auf Martins Weihnachtsgans. Obwohl ich zugeben muss, dass ich unter der Woche tatsächlich überwiegend pflanzlich esse.«

»Ich respektiere das«, sagte Dieter und hob seinen Becher. »Auf Selbstdisziplin und klare Entscheidungen. Das sind Qualitäten, die ich an dir schätze, Sophia.«

Die Familie stieß an, alle außer Sophia mit dem würzigen Punsch, sie selbst mit einem Glas Mineralwasser, das Frau Weber ihr diskret gereicht hatte.

Sophia genoss die familiäre Atmosphäre, so künstlich sie manchmal auch wirken mochte. Sie nahm an den Gesprächen teil, hörte aufmerksam zu, wenn andere sprachen, und teilte bereitwillig Geschichten aus ihrem eigenen Leben. Ihre Anekdoten über skurrile Kundenwünsche und die Herausforderungen der IT-Sicherheit lockerten die Stimmung auf, und selbst ihr Vater, der selten lachte, schmunzelte bei ihrer lebendigen Beschreibung eines besonders technikfeindlichen Vorstandsvorsitzenden.

»Sophia, Liebes«, sagte Hannelore plötzlich, »du hast uns gar

nicht erzählt, wie es in deinem neuen Apartment ist. Gefällt es dir in Mitte?»

Sophia wandte sich ihrer Großmutter zu, die sie mit echtem Interesse anschaute. Von allen Familienmitgliedern war Hannelore vielleicht die Einzige, deren Zuneigung vollkommen ungekünstelt war. Diese Erkenntnis erfüllte Sophia mit Wärme.

»Es ist perfekt«, antwortete sie mit einem Lächeln, das ihre Augen zum Leuchten brachte. »Klein, aber sehr effizient gestaltet. Die Lage ist ideal für meine Arbeit, und ich habe endlich genug Platz für meine Büchersammlung. Du musst unbedingt vorbeikommen, wenn du das nächste Mal in Berlin bist.«

»Das würde mir gefallen«, sagte Hannelore und drückte sanft Sophias Hand.

Hannelore schaute zur Uhr, dann zum Foyer. »Entschuldigt mich für einen Moment. Ich habe Lena versprochen, vor dem Essen kurz zu rufen. In Nizza ist es jetzt Bescherungszeit.«

Sie erhob sich mit der üblichen Anmut und durchquerte den Salon. Sophia beobachtete, wie ihre Großmutter sich auf die mit Stoff bespannte Bank neben der Garderobe setzte, das Telefon ans Ohr hielt und wartete. Das Lächeln, mit dem Hannelore das Gespräch begann, war dasjenige, das sie sonst für Dieters Geschäftspartner bereithielt.

Nach einer Weile veränderte sich Hannelores Haltung. Sie legte die freie Hand auf das Knie, beugte den Kopf leicht vor, als höre sie etwas, das sie nicht erwartet hatte. Die Salontür stand halb offen. Sophia hörte nicht die Worte, nur den Tonfall – und dann einen Satz, den sie fast verpasst hätte, weil Hannelore ihn sehr leise sprach, aber nicht leise genug:

»Ich sag ihm nicht, wo du bist, Schatz. Das wird er mir selber herausfinden müssen.«

Eine Pause. Dann, wieder in der Lautstärke der Gesellschafterin: »Ja, ich wünsche euch auch ein schönes Fest. Grüß die Kinder.«

Hannelore legte auf, blieb einen Moment sitzen, bevor sie sich erhob und zurück in den Salon trat.

Kaum hatte Hannelore wieder Platz genommen, öffnete sich die Tür zum Speisesaal, und Frau Weber trat herein.

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte die Haushälterin mit einer leichten Verbeugung. »Das Dinner ist angerichtet. Wir können servieren, wann immer Sie bereit sind.«

»Ausgezeichnet«, erwiderte Monika. »Wir kommen sofort.«

Die Familie begann, sich langsam in Richtung des großen Speisesaals zu bewegen. Sophia blieb kurz zurück, um ihr Wasser auszutrinken. Thomas gesellte sich zu ihr.

»Schön, dass du es geschafft hast«, sagte er lächelnd. »Weihnachten wäre nicht dasselbe ohne dich.«

»Für mich auch nicht«, erwiderte sie. »Trotz aller Komplikationen ... ist und bleibt es Familie.«

Thomas nickte verstehend. »Der Schnee nimmt zu. Könnte ein Problem für die Heimreise werden.«

»Macht nichts. Ich habe ohnehin geplant, über Nacht zu bleiben. Großvater hat darauf bestanden.«

Sie gingen gemeinsam in den Speisesaal, angeregt über Thomas' Doktorarbeit plaudernd. Sophia hörte interessiert zu, stellte durchdachte Fragen und teilte eigene Gedanken zu seinem Forschungsthema. Die beiden waren schon immer auf einer Wellenlänge gewesen, trotz ihrer unterschiedlichen Lebenswege.

Der Schnee fiel jetzt in dichten Schwaden vor den Fenstern, verwandelte die Welt draußen in eine verzauberte Winterlandschaft. Sophia betrachtete die Szenerie mit kindlicher Freude – Schnee zu Weihnachten hatte für sie immer etwas Magisches.

Sie warf einen Blick auf ihre versammelte Familie, die sich um den festlich gedeckten Tisch einfand. Trotz aller Spannungen und unausgesprochenen Konflikte empfand sie etwas Tröstliches in der Vertrautheit dieses jährlichen Rituals.

Sophia nahm ihren Platz ein und legte die Serviette auf ihren Schoß.

Manifest einer Begegnung

Drei Jahre zuvor – Berlin

Der Regen prasselte auf die Menge, die sich vor dem Brandenburger Tor versammelt hatte. Transparente wurden von nassen Händen hochgehalten, Sprechchöre trotzten dem unerbittlichen Novemberwetter. »Klimagerechtigkeit jetzt!« und »System Change, not Climate Change!« hallten zwischen den Gebäuden wider.

Thomas Brandt stand mittendrin, bis auf die Haut durchnässt, aber mit leuchtenden Augen. Sein burgunderroter Kapuzenpullover, längst dunkel verfärbt vom Regen, klebte an seinem schlanken Körper. Die Kapuze hatte er trotz des Wetters zurückgeschlagen – eine kleine Geste des Trotzes gegen die Elemente. Sein dunkelblondes Haar hing ihm in nassen Strähnen ins Gesicht, während er im Rhythmus der Sprechchöre eine selbstgemalte Pappe hochhielt: »Die Reichen verbrennen unsere Zukunft«.

Es war seine zwölfte Demonstration in diesem Jahr, aber die erste, bei der er ohne seine übliche Gruppe von Kommilitonen teilnahm. Eine bewusste Entscheidung. Manchmal fühlte er sich unter den Wirtschaftsstudenten der Humboldt-Universität, selbst den politisch engagierten, wie ein Fremdkörper. Ihre wohlformulierten Argumente, ihre akademischen Debatten – all das blieb blutleer, theoretisch. Als wäre der drohende Kollaps des Planeten ein interessantes Gedankenexperiment und nicht eine existentielle Bedrohung.

Heute wollte er einfach ein Gesicht in der Menge sein, ein anonymes Teil dieser Welle des Widerstands. Eine kollektive Identität annehmen, ohne den Ballast seines Hintergrunds.

Der Redner auf der Bühne – ein bekannter Umweltaktivist – hatte gerade seine Stimme erhoben, als Thomas ihn bemerkte. Den Mann, der etwa fünf Meter entfernt stand, etwas abseits der dichtesten Menschenmenge. Er trug eine schwarze Regenjacke mit hochgezogener Kapuze, und anders als die meisten Demonstranten schien er nicht mitzurufen. Er beobachtete, aufmerksam, fokussiert.

Was Thomas' Aufmerksamkeit fesselte, waren nicht die äußeren Merkmale des Fremden, sondern seine Haltung. Etwas an ihm wirkte gleichzeitig distanziert und intensiv präsent. Als würde er die gesamte Demonstration durch eine andere Linse betrachten als alle anderen.

Ihre Blicke trafen sich für einen kurzen Moment. Die Augen des Mannes – dunkel, eindringlich – schienen direkt durch die oberflächlichen Schichten zu dringen, die Thomas so sorgfältig um sich errichtet hatte. Thomas spürte einen unerwarteten Schauer, der nichts mit dem kalten Regen zu tun hatte.

Der Mann nickte ihm knapp zu, eine minimale Geste der Anerkennung, bevor er seinen Blick wieder auf die Bühne richtete.

Nach einer Weile begann der Demonstrationszug, sich in Bewegung zu setzen. Die Menge floss langsam die Straße des 17. Juni entlang, begleitet vom rhythmischen Schlagen von Trommeln und dem steten Ruf der Parolen. Thomas verlor den Fremden aus den Augen, mitgerissen vom Strom der Menschen.

Als die Demonstration nach etwa einer Stunde am Potsdamer Platz zum Stehen kam, suchte Thomas unwillkürlich in der Menge nach der schwarzen Regenjacke. Er entdeckte sie schließlich am Rand des Platzes, wo der Mann auf einer niedrigen Mauer saß und die Szenerie mit derselben ruhigen Intensität beobachtete wie zuvor.

Thomas zögerte nur kurz, dann bahnte er sich einen Weg durch die Menge. Ein Impuls, dem er folgte, ohne ihn wirklich zu hinterfragen.

»Nicht gerade das ideale Wetter für eine Revolution«, sagte er, als er vor dem Fremden stand. Seine Stimme klang selbstsicherer, als er sich fühlte.

Der Mann blickte auf und zog eine Augenbraue hoch. »Revolutionen warten nicht auf Sonnenschein.« Seine Stimme war tiefer, als Thomas erwartet hatte, mit einem leicht rollenden R.

Thomas lächelte zurück und streckte seine Hand aus. »Thomas.«

Der Fremde zögerte einen Moment, bevor er die Hand ergriff. Seine Finger waren überraschend warm in der Kälte. »Adrian.«

»Dein erstes Mal?«, fragte Thomas und deutete auf die Demonstration.

Adrian schüttelte den Kopf. »Ich beobachte diese Bewegung seit ihren Anfängen. Aber ich halte mich meist im Hintergrund.«

»Warum?« Thomas lehnte sich gegen die Mauer, plötzlich neugierig auf diesen rätselhaften Mann.

Adrian zuckte die Achseln, eine flüssige Bewegung unter der Regenjacke. »Ich bin ... beruflich in einer Position, die eine gewisse Zurückhaltung erfordert.«

»Klingt geheimnisvoll.« Thomas studierte Adrians Gesicht genauer. Nun, da er näher war, konnte er die feinen Linien um seine dunkelgrünen Augen sehen. Er war älter als Thomas zunächst angenommen hatte – vielleicht Mitte zwanzig.

»Nicht besonders.« Adrian schaute Thomas direkt an, seine dunklen Augen forschend. »Du hingegen siehst nicht aus wie der typische Klimaaktivist.«

Thomas spürte einen Anflug von Defensive. »Und wie sieht der typische Klimaaktivist aus?«

»Nicht wie jemand, dessen Pullover wahrscheinlich mehr gekostet hat als mein gesamtes Outfit.« Es lag keine Boshaftigkeit in Adrians Worten, nur eine nüchterne Feststellung.

Thomas schaute auf seinen durchnässten Pullover hinunter, ein unbewusstes Eingeständnis. »Erscheinungsbild und Überzeugung sind zwei verschiedene Dinge.«

»Sind sie das?« Adrian lehnte sich vor. »Oder ist das, was wir tragen, was wir konsumieren, ein direkter Ausdruck unseres Platzes im System, das wir angeblich bekämpfen?«

Die Direktheit der Frage traf Thomas unvorbereitet. Die meisten Menschen in seinem Umfeld – selbst die politisch Engagierten – tanzten höflich um das Thema seines privilegierten Hintergrunds herum.

»Du kennst mich nicht«, sagte er schließlich. »Du weißt nichts über meine Überzeugungen.«

»Stimmt«, gab Adrian zu. »Aber ich weiß, dass echter Wandel

mehr erfordert als Teilnahme an genehmigten Demonstrationen und das Hochhalten von Pappkartons.«

Thomas spürte, wie sein Gesicht warm wurde, trotz der Kälte. »Und was tust du, um ›echten Wandel‹ zu bewirken?«

Adrians Mundwinkel hoben sich kaum. »Ich arbeite daran.«

Bevor Thomas antworten konnte, unterbrach sie ein lauter Knall. Weiter vorne hatte die Polizei begonnen, die Demonstration aufzulösen. Rufe wurden laut, Menschen drängten zurück.

Adrian erhob sich in einer fließenden Bewegung. »Zeit zu gehen. Es wird ungemütlich werden.«

Thomas blickte zwischen Adrian und der zunehmend chaotischen Szenerie hin und her. »Kennst du ein Café in der Nähe? Eines, das nicht voller durchnässter Demonstranten sein wird?«

Adrian musterte ihn einen Moment lang, als würde er etwas abwägen. Dann nickte er. »Folge mir.«

Sie bahnten sich einen Weg durch die sich auflösende Menge, weg von der Hauptstraße in die ruhigeren Seitenstraßen. Die Regentropfen prasselten unablässig auf sie herab, doch Thomas bemerkte es kaum. Seine Aufmerksamkeit war vollständig auf den Mann vor ihm gerichtet, der sich mit bemerkenswerter Leichtigkeit durch das Gedränge bewegte.

Nach etwa zehn Minuten zügigen Gehens erreichten sie ein unscheinbares Café in einer Seitenstraße. Es war klein, gemütlich, mit abgenutzten Holzmöbeln und einer altmodischen Kaffeemaschine hinter dem Tresen. Nur wenige Gäste saßen an den Tischen, die meisten vertieft in Bücher oder Laptops.

Sie setzten sich an einen Tisch in der hinteren Ecke, von wo aus Adrian die Tür im Blick behalten konnte.

»Also«, begann Thomas, nachdem sie ihre nassen Jacken abgelegt und Kaffee bestellt hatten. »Was machst du beruflich, dass du bei Demonstrationen so zurückhaltend sein musst?«

Adrian wärmte seine Hände an der Kaffeetasse. »Ich arbeite für eine Bundesbehörde.«

»Welche Behörde?«

Eine kurze Pause. »BND.«

Thomas' Augenbrauen schossen in die Höhe. »Der Bundesnachrichtendienst? Du bist ein Spion?«

Adrian lachte leise. »Kaum. Ich bin im Bereich Cybersicherheit tätig. Viel weniger glamourös, als es klingt.«

»Und doch bist du bei einer Klimademonstration.« Thomas neigte den Kopf zur Seite. »Interessant.«

»Meine berufliche Tätigkeit definiert nicht meine persönlichen Überzeugungen.« Adrian nahm einen Schluck von seinem Kaffee. »Was ist mit dir? Student, nehme ich an?«

»Wirtschaftswissenschaften an der Humboldt. Im Masterstudium.« Thomas spürte, wie er automatisch in den förmlicheren Ton verfiel, den er oft anschlug, wenn er über sein Studium sprach. »Aber mein Schwerpunkt liegt auf nachhaltiger Wirtschaft und sozialer Ökonomie.«

»Der Versuch, das System von innen zu verändern?« Es lag etwas in Adrians Tonfall – nicht ganz Spott, aber eine Art sanfter Skepsis.

»Ist das nicht effektiver als blinder Aktivismus ohne wirtschaftliches Verständnis?«, konterte Thomas.

»Vielleicht.« Adrian lehnte sich zurück, seine Haltung entspannter als zuvor. »Oder vielleicht ist es nur eine bequeme Rationalisierung.«

Die Direktheit der Aussage hätte Thomas normalerweise verärgert. Stattdessen fand er sie seltsam erfrischend. »Du scheinst eine Menge Annahmen über mich zu treffen.«

»Entschuldige.« Adrians Lächeln war überraschend warm. »Berufsbedingte Angewohnheit. Ich neige dazu, Menschen zu kategorisieren.«

»Und in welche Kategorie falle ich?«

»Das ist noch offen.« Adrians Blick wurde intensiver. »Du bist ... interessant. Widersprüchlich.«

Thomas erwiderte den Blick länger, als er sich vorgenommen hätte. Die Art, wie Adrian ihn ansah – forschend, prüfend – hielt ihn fest.

»Widersprüchlich ist gut«, sagte er. »Besser als vorhersehbar.«

Sie sprachen stundenlang. Über Politik, Philosophie, ihre unterschiedlichen Weltanschauungen. Aus Adrians Worten formte sich eine knappe Skizze: Stuttgart. Eine Mutter, die ihn allein großzog. Ein Talent für Code, das ihn schließlich zum BND geführt hatte.

Adrian hörte zu, als Thomas von seinem privilegierten Aufwachsen erzählte, von seinem berühmten Großvater Dieter Weiß, dem Lebensmittelimperium, das ihre Familie reich gemacht hatte. Von seinem wachsenden Unbehagen angesichts dieser Privilegien.

»Es klingt, als würdest du dich für etwas schämen, das du nicht kontrollieren kannst«, bemerkte Adrian, als sie bei ihrem dritten Kaffee angelangt waren. »Du hast dir deine Familie nicht ausgesucht.«

»Nein, aber ich profitiere von ihrem Reichtum. Ich studiere an einer Elite-Universität, ich trage teure Kleidung, ich muss mir nie Sorgen um Geld machen.«

»Das sind keine Verbrechen.«

»Nein, aber sie machen mich mitschuldig an einem System der Ungleichheit.«

Adrian betrachtete ihn nachdenklich. »Mitschuld ist eine komplexe Sache. Wir alle sind in irgendeiner Weise Teil des Systems.«

»Auch du?«

»Besonders ich.« Adrian schaute kurz zur Seite. »Ich arbeite für den Staat, der dieses System aufrechterhält.«

»Warum dann?« Thomas lehnte sich vor. »Warum bleibst du dort, wenn du das System für falsch hältst?«

Adrian schwieg einen Moment lang. Als er antwortete, war seine Stimme leiser, intensiver. »Manchmal muss man tief ins System eindringen, um es wirklich zu verstehen. Um seine Schwachstellen zu finden.«

Etwas in der Art, wie er es sagte, ließ Thomas aufhorchen. Da war mehr hinter diesen Worten, eine verborgene Bedeutung.

»Du klingst nicht wie ein überzeugter Staatsdiener«, sagte er vorsichtig.

»Bin ich auch nicht.« Adrians Augen trafen seine, mit einer Intensität, die fast physisch spürbar war. »Ich bin jemand, der glaubt, dass wir an einem kritischen Punkt der Geschichte stehen. Dass die alten Systeme nicht mehr funktionieren. Dass wir vor fundamentalen Veränderungen stehen.«

»Revolutionäre Veränderungen?«

Adrian zuckte mit den Schultern. »Nennen wir es ... notwendige Korrekturen.«

Es war nach Mitternacht, als sie schließlich das Café verließen. Der Regen hatte aufgehört, und die Straßen glänzten im Licht der Laternen. Sie standen einen Moment unschlüssig vor der Tür.

»Wo wohnst du?«, fragte Adrian.

»Prenzlauer Berg«, antwortete Thomas. »Und du?«

»Friedrichshain. In die entgegengesetzte Richtung.«

Sie schwiegen, keiner bereit, den Abend zu beenden.

»Ich würde gerne ...«, begann Thomas zögernd.

»... weitersprechen«, beendete Adrian den Satz. »Ich auch.«

Ihre Blicke trafen sich, und Thomas spürte eine Elektrizität zwischen ihnen, die während des ganzen Abends unterschwellig präsent gewesen war.

»Meine Wohnung ist nicht weit«, sagte Adrian.

Thomas nickte, ohne zu zögern. »Zeig mir den Weg.«

Sie gingen schweigend nebeneinander her, durch die nächtlichen Straßen Berlins. Die Stadt hatte sich verändert, schien jetzt intimer, geheimnisvoller. Oder vielleicht war es Thomas, der sich verändert hatte, durch diese unerwartete Begegnung mit einem Mann, der alle seine Gewissheiten infrage zu stellen schien.

Als sie Adrians Wohnung erreichten – ein unscheinbares Apartment in einem renovierten Altbau – und die Tür hinter ihnen ins Schloss fiel, wusste Thomas instinktiv, dass dieser Abend eine Wegscheide in seinem Leben markieren würde. Ein Vorher und ein Nachher.

Als Thomas am nächsten Morgen erwachte, fielen die ersten Sonnenstrahlen durch die halb geschlossenen Jalousien. Er betrach-

tete Adrians schlafende Gestalt neben sich.

Vom Tisch der Täuschungen

Der Speisesaal der Familie Weiß war ein Meisterwerk traditioneller Eleganz. Die hohe Decke mit ihren dezenten Stuckverzierungen wurde von einem imposanten Kronleuchter aus böhmischem Kristall erhellt, dessen Licht sich in den polierten Silberleuchtern auf dem Tisch brach und warme Reflexe auf die vertäfelten Wände warf. An den Wänden hingen Gemälde deutscher Impressionisten – keine spektakulären Meisterwerke, aber Arbeiten, die einen Sammler verriet, der nichts beweisen musste.

Die Familie hatte sich um den langen Eichenholztisch versammelt, der für zwölf Personen gedeckt war, obwohl nur acht anwesend waren. Dieter Weiß saß an der Stirnseite, seine Frau Hannelore zu seiner Rechten. Die übrigen Plätze waren nach einem strengen Protokoll vergeben, das Monika vor Jahren festgelegt hatte und das selten variierte: Monika und ihr Mann Karsten an Dieters linker Seite, Julia und Michael Brandt gegenüber, Thomas neben seiner Mutter Julia, Sophia neben ihrer Großmutter Hannelore. Ein Gedeck zwischen Thomas und Michael blieb leer – reserviert für Lena, Julias Tochter und Thomas' jüngere Schwester, die dieses Jahr zum ersten Mal fehlte, weil sie mit ihrem Mann und ihren Kindern Weihnachten in Südfrankreich verbrachte, sehr zum stillen Missfallen Dieters, der familiäre Tradition über alles stellte.

Martin Berger, der Koch, und zwei Servicekräfte bewegten sich fast geräuschlos durch den Raum, servierten die Vorspeise – eine raffinierte Interpretation von Lachs mit Meerrettichschaum und Kaviar.

Dieter erhob sein Weinglas, ein 2015er Chablis Premier Cru, der speziell zur Vorspeise ausgewählt worden war. »Auf die Familie«, sagte er mit seiner tiefen, tragenden Stimme. »Auf Weihnachten und ein erfolgreiches neues Jahr.«

Die Gläser wurden gehoben, leises Klirren erfüllte den Raum. Thomas bemerkte die minimale Verzögerung in Dieters Bewegungen, die kaum wahrnehmbare Unschärfe in seinem Blick. Der präparierte Punsch begann zu wirken.

»Die Dekoration ist wundervoll, Monika«, bemerkte Hannelore, während sie ihren Lachs mit kleinen, präzisen Bewegungen zerlegte. »Du hast dich wieder einmal selbst übertroffen.«

Monika lächelte dünn, aber zufrieden. »Danke, Mutter. Die Floristin wollte ursprünglich rote Amaryllis verwenden. Stell dir vor. Als ob wir in einem Einkaufszentrum wären.«

»Der Horror«, murmelte Thomas leise, nur für Sophia hörbar, die ihm gegenüber saß. Sie quittierte die Bemerkung mit einem amüsierten Lächeln und schüttelte leicht den Kopf.

»Das Geschäft läuft gut, nehme ich an?«, fragte Michael Brandt an Dieter gewandt, nachdem er einen Schluck Wein genommen hatte. Als Finanzvorstand eines mittelgroßen Pharmaunternehmens bewegte sich Michaels Konversation stets im sicheren Terrain von Wirtschaft und Zahlen.

Dieter nickte, die Bewegung minimal verlangsamt. »Trotz der Marktturbulenzen ein Rekordjahr. Die Expansion in den asiatischen Markt zahlt sich aus.«

»Die Aktie hat zweistellig zugelegt«, ergänzte Karsten Fischer, Sophias Vater, mit seiner kühlen, distanzierten Art. »Gegen den allgemeinen Markttrend.«

Thomas unterdrückte ein Augenrollen. Typisch für diese Familientreffen – Gespräche über Profit und Marktanteile, während die Welt draußen in Flammen stand.

»Und deine Forschung, Karsten?«, fragte Hannelore höflich. »Gibt es Fortschritte bei deiner Studie über ... was war es noch gleich?«

»Neuronale Korrelate von Entscheidungsfindungsprozessen unter Stress«, antwortete Karsten prompt, ohne aufzublicken. »Ja, wir haben kürzlich eine Publikation in ›Nature Neuroscience‹ platziert. Ganz interessante Ergebnisse zur Aktivitätsmusteränderung im präfrontalen Kortex.«

»Wie faszinierend«, sagte Hannelore, obwohl ihr Gesichtsausdruck verriet, dass sie kein Wort verstanden hatte.

Eine kurze Stille trat ein, nur unterbrochen vom leisen Klirren des Bestecks auf dem feinen Porzellan.

»Sophia«, begann Dieter schließlich, sein Blick auf seine Enkelin gerichtet, »erzähl uns von deinen neuesten Projekten. Was macht die Cybersicherheitsbranche?«

Sophia lächelte warm. »Florierend, Großvater. Je digitalisierter die Welt, desto mehr Sicherheitslücken gibt es zu schließen.«

»Und du schließt sie alle?«, fragte Julia Brandt mit einem freundlichen Lächeln.

»Ich finde sie«, korrigierte Sophia. »Das ist der schwierigere Teil. Das Schließen ist dann meist Routine.«

»Hackst du auch in ... unerlaubte Systeme?«, fragte Michael, der offensichtlich nur vage Vorstellungen von Sophias tatsächlicher Arbeit hatte.

Sophia lachte leicht. »Ich teste Sicherheitssysteme auf Schwachstellen, Onkel Michael. Legal, im Auftrag der Kunden. Alles andere könnte mich ins Gefängnis bringen.«

Thomas beobachtete, wie sie ihr Wasser trank, während der Rest der Familie am Wein nippte.

»Und Thomas?«, wandte sich Dieter an seinen Enkel, die Worte bereits minimal verwaschen. »Wie läuft die Doktorarbeit? Immer noch dabei, den Kapitalismus zu reformieren?«

Ein leises Lachen ging durch die Runde. Thomas lächelte dünn, den Köder ignorierend.

»Sie schreitet voran«, antwortete er knapp. »Professor Wegner ist zufrieden mit meinen Fortschritten.«

»Diese Wegner«, brummte Dieter. »War sie nicht diejenige, die diesen Artikel über die ›inhärenten Widersprüche des Neoliberalismus‹ geschrieben hat?«

»Genau die«, bestätigte Thomas, Provokation in seiner Stimme. »Eine brillante Ökonomin.«

Dieter schnaubte leise. »Brillant im Ignorieren wirtschaftlicher

Realitäten, vielleicht.«

Thomas öffnete den Mund zu einer scharfen Erwiderung, doch Sophia warf ihm einen besorgten Blick zu. »Thomas, erzähl uns lieber von deinem neuen Forschungsprojekt«, unterbrach sie sanft. »Das mit den alternativen Wirtschaftsmodellen für lokale Gemeinschaften klingt spannend.«

Thomas zögerte, dann schluckte er seine Worte hinunter und nahm stattdessen einen Schluck Wasser.

Die Servicekräfte räumten die Teller der Vorspeise ab und brachten den Hauptgang: traditionelle Weihnachtsgans mit Apfelrotkohl, Maronen und Kartoffelklößen. Der Duft von Braten und Gewürzen erfüllte den Raum.

»Ein Kunstwerk, wie immer, Martin«, lobte Hannelore den Koch, der mit einem bescheidenen Nicken antwortete und sich dann diskret zurückzog.

Die Unterhaltung plätscherte weiter. Geschäftliche Erfolge, gesellschaftliche Ereignisse – nichts, was die sorgfältig gepflegte Fassade der Harmonie gefährden könnte.

Thomas beobachtete die Wirkung des Beruhigungsmittels im Punsch. Hannelores Haltung, normalerweise aufrecht und kontrolliert, wurde merklich entspannter. Karsten, der sonst jeden Satz mit klinischer Präzision formulierte, verhaspelte sich leicht. Julia blinzelte häufiger als normal, als kämpfte sie gegen eine plötzliche Müdigkeit.

Am auffälligsten jedoch war die Veränderung bei Dieter. Der sonst so scharfsinnige Patriarch wirkte zunehmend benommen, seine Reaktionen verlangsamt, seine Artikulation weniger präzise. Zweimal musste er sich selbst korrigieren, als er über die wirtschaftlichen Aussichten für das kommende Jahr sprach.

»Ist alles in Ordnung, Großvater?«, fragte Sophia mit deutlicher Besorgnis in der Stimme und legte ihre Hand auf seinen Arm.

Dieter winkte ab. »Natürlich. Nur ... der Wein ist vorzüglich. Und der Punsch zuvor war auch ... ausgezeichnet.«

Sophia runzelte leicht die Stirn und warf Thomas einen kurzen,

verwirrten Blick zu. Thomas vermied Augenkontakt und widmete sich konzentriert seinem Essen.

Monika, die bisher auffallend still gewesen war, stand plötzlich leicht schwankend auf. »Entschuldigt mich kurz«, sagte sie, ihre Stimme seltsam tonlos. »Ich fühle mich nicht ... ganz wohl.«

Karsten blickte zu seiner Frau auf, ein seltener Ausdruck echter Sorge auf seinem sonst so stoischen Gesicht. »Soll ich mitkommen?«

»Nein«, sagte Monika scharf, dann milder: »Nein, danke. Ich bin gleich zurück.«

Sie verließ den Raum mit bemüht sicheren Schritten. Sophia blickte ihr besorgt nach und wandte sich dann an ihren Vater. »Was ist mit Mutter? Sie wirkt angespannt.«

»Die üblichen Weihnachtsnerven«, erwiderte Karsten knapp, aber Sophia war nicht überzeugt.

»Monika arbeitet zu viel«, seufzte Hannelore, als ihre Tochter außer Hörweite war. »Diese Benefizgalas, die Stiftungsarbeit, die sozialen Verpflichtungen – sie nimmt sich zu viel vor.«

»Sie ist eben ehrgeizig«, sagte Dieter, Stolz in seiner Stimme. »Hat sie von mir.«

Julia Brandt lächelte höflich. »Schon als Kind hat sie die Buntstifte nach Helligkeit ins Etui sortiert. Wenn ich einen falsch zurücksteckte, hat sie das ganze Mäppchen neu geräumt.«

»Ein Familiencharakterzug«, murmelte Thomas leise.

Sophia lächelte nachdenklich. »Nicht bei allen. Ich denke, Lena und ich sind da aus der Art geschlagen.«

Durch die große Fenstertür, die auf die Terrasse führte, konnte man sehen, wie der Schnee nun in dichten Flocken fiel. Die Landschaft verschwand zunehmend unter einer weißen Decke, isolierte das Anwesen von der Außenwelt.

»Der Schneefall wird immer stärker«, bemerkte Sophia. »Hoffentlich wird das nicht zum Problem für die Abreise morgen.«

Monika kehrte zurück, ihr Gesicht blasser als zuvor, aber mit einem tapferen Lächeln. »Nur eine kleine Übelkeit. Nichts Ernstes.«

»Vielleicht der Lachs?«, schlug Michael vor. »Meeresfrüchte können manchmal ...«

»Der Lachs war einwandfrei«, unterbrach Monika ihn scharf. »Martin bezieht ihn direkt vom besten Händler im Norden.«

Ein unangenehmes Schweigen folgte. Monika nahm ihren Platz wieder ein, trank einen kleinen Schluck Wasser.

Joachim Weber, der Sicherheitschef, betrat den Raum mit diskreten Schritten und neigte sich zu Dieter. »Entschuldigen Sie die Störung, Herr Weiß. Könnte ich Sie kurz sprechen? Eine Sache bezüglich der Sicherheitssysteme.«

Thomas versteifte sich, seine Hand umklammerte das Wasserglas fester. Sophia blickte überrascht auf, ihr Gesichtsausdruck zeigte offene Neugierde.

Dieter runzelte die Stirn, nickte dann langsam. »Natürlich, Joachim.«

Er erhob sich, schwankte leicht und folgte Weber aus dem Raum.

»Probleme?«, fragte Karsten, seine Stimme verriet nur einen Hauch von Besorgnis.

»Bestimmt nichts Ernstes«, antwortete Hannelore gelassen. »Wahrscheinlich nur eine Routinesache.«

Die Unterhaltung setzte sich fort, doch nun lag eine unterschwellige Spannung in der Luft. Sophia betrachtete aufmerksam Joachim Weber, der kurz darauf den Raum wieder betrat, diesmal ohne Dieter, und sich diskret an der Tür postierte. Sein Gesicht wirkte angespannt, eine Hand ruhte an seiner Seite.

»Seltsam«, murmelte Sophia zu Hannelore. »Joachim sieht nicht gut aus. Fast wie krank.«

Nach etwa fünf Minuten kehrte Dieter zurück, sein Gesicht nun sichtbar bleich. Er nahm seinen Platz wieder ein, seine Bewegungen steif und kontrolliert, als müsste er sich besonders konzentrieren.

»Alles in Ordnung, Vater?«, fragte Monika mit einem Stirnrunzeln.

Dieter nickte langsam. »Ja. Nur ein ... technisches Problem mit der Alarmanlage. Nichts Besorgniserregendes.«

»Alarmanlage?«, fragte Sophia. »Was ist denn passiert? Gibt es einen Einbruchversuch?«

»Nein, nein«, versicherte Dieter. »Nur ein ... Systemfehler. Nichts, worüber man sich Gedanken machen müsste.«

Sophias Blick wanderte zwischen ihrem Großvater und dem Sicherheitschef hin und her. Die Anspannung in Webers Haltung war offensichtlich, und Dieters beruhigende Worte standen im Widerspruch zu seinem besorgten Gesichtsausdruck. Sie zog ihr Smartphone hervor und wollte eine Suchseite öffnen, um die neuesten Lokalnachrichten zu prüfen – vielleicht gab es Unwetterwarnungen oder andere Ereignisse, die die erhöhte Sicherheitsbereitschaft erklären könnten.

»Das ist merkwürdig«, sagte sie laut und hielt ihr Telefon hoch. »Ich habe überhaupt keinen Empfang.«

»Ich fühle mich auch nicht besonders«, sagte Julia plötzlich und legte ihre Gabel nieder. »Ist es warm hier drin, oder bilde ich mir das nur ein?«

Michael legte besorgt eine Hand auf den Arm seiner Frau. »Du siehst tatsächlich etwas blass aus, Liebling.«

Ein kaum hörbares Stöhnen kam von Joachim Weber, der sich plötzlich an der Wand abstützte. Schweiß stand auf seiner Stirn, und er presste eine Hand gegen seinen Bauch.

Hannelore bemerkte es. »Joachim? Ist alles in Ordnung?«

Der Sicherheitschef richtete sich mit sichtlicher Anstrengung auf. »Entschuldigung, Frau Weiß. Ich fürchte, ich habe ... eine Magenverstimmung. Nichts Ernstes.«

»Sie sollten sich ausruhen«, sagte Hannelore besorgt. »Margarete hat bestimmt etwas gegen Magenschmerzen.«

Weber nickte dankbar. »Ich werde kurz ... zu meinem Posten zurückkehren und meine Ablösung anfordern.«

Mit diesen Worten verließ er den Raum, seine Schritte schwerer als gewöhnlich.

Sophia wechselte einen besorgten Blick mit Thomas. »Ist das nicht merkwürdig? Erst Mutter, jetzt Weber, und Tante Julia fühlt

sich auch nicht wohl.«

Thomas zuckte mit den Schultern. »Vielleicht liegt etwas in der Luft. Eine Magen-Darm-Grippe oder so was.«

Um den Tisch herum wirkte die Familie zunehmend benommen. Dieter starrte auf seinen Teller, als hätte er vergessen, was er dort sah. Hannelore hatte ihre perfekte Haltung aufgegeben und lehnte sich erschöpft zurück. Monika und Karsten wirkten fahler, ihre Bewegungen träger. Julia hatte die Augen halb geschlossen, während Michael sichtlich gegen die eigene Müdigkeit ankämpfte.

Sophia runzelte zunehmend besorgt die Stirn. »Geht es euch allen gut? Ihr wirkt alle so ... erschöpft.«

Plötzlich wurde der Raum in Dunkelheit getaucht. Die Lichter erloschen, der Kronleuchter flackerte und ging aus. Selbst die Notbeleuchtung blieb für einen Augenblick dunkel.

»Was zum ...«, begann Dieter, dann verstummte er.

Eine Sekunde später sprangen die Lichter wieder an – doch etwas war anders. Das warme, goldene Licht war einem kälteren, bläulichen Schein gewichen. Die Notbeleuchtung war aktiviert worden, nicht die reguläre Stromversorgung.

»Ein Stromausfall?«, fragte Hannelore beunruhigt.

»Unmöglich«, sagte Karsten, seine Stimme trotz der Benommenheit scharf. »Das Haus hat mehrfache Sicherungssysteme. Selbst bei einem kompletten Netzausfall sollte der Generator automatisch anspringen.«

»Vielleicht wurde der Generator auch getroffen«, schlug Sophia vor, die Stirn in Falten gelegt. »Der Schnee könnte die Leitungen beschädigt haben.«

Thomas erhob sich langsam. »Ich sehe nach«, sagte er, seinen Ton bewusst ruhig haltend. »Vielleicht ist nur eine Sicherung durchgebrannt.«

»Ich komme mit«, sagte Sophia und stand ebenfalls auf. »Vier Augen sehen mehr als zwei.«

In diesem Moment ertönte ein schriller, durchdringender Alarm, der durch das gesamte Haus hallte. Die Brandmeldeanlage.

Panik brach aus. Julia schrie auf, Michael sprang auf die Füße. Monika presste die Hände auf die Ohren, während Karsten verwirrt um sich blickte. Hannelore erstarrte, ihre Augen weit aufgerissen. Dieter versuchte aufzustehen, schwankte aber gefährlich und musste sich am Tisch abstützen.

»Alle Ruhe bewahren!«, rief Thomas über den Lärm hinweg.
»Wir müssen organisiert vorgehen.«

Er eilte zu seiner Mutter und seinem Vater. »Kommt mit. Der Panikraum ist am sichersten.«

»Panikraum?«, wiederholte Michael benommen. »Ist das wirklich nötig?«

»Bei einem gleichzeitigen Strom- und Feuealarm? Absolut«, antwortete Thomas fest. Er warf einen Blick zu Sophia, die bei Dieter und Hannelore stand und versuchte, ihnen auf die Beine zu helfen.

»Thomas hat recht«, rief Sophia über den Lärm. »Wir sollten alle in den Panikraum. Großvater, Großmutter, könnt ihr aufstehen?«

»Ich bleibe bei ihnen«, fuhr sie fort. »Sie brauchen Hilfe.«

»Aber das ist zu gefährlich«, begann Julia mit zitternder Stimme.

»Keine Zeit für Diskussionen«, unterbrach Thomas scharf. »Der Koch und die Bediensteten sollten auch mitkommen. Sicherheit geht vor.«

Mit erstaunlicher Autorität begann er, seine Eltern in Richtung Tür zu dirigieren. Die beiden Servicekräfte und Martin, der Koch, folgten verunsichert. Als Thomas sich noch einmal umdrehte, sah er, wie Sophia beruhigend auf Dieter und Hannelore einsprach, die beide sichtlich desorientiert wirkten. Ihr Gesicht zeigte aufrichtige Besorgnis, während sie versuchte, die Situation unter Kontrolle zu bringen.

»Wir schaffen das«, hörte er sie sagen. »Es ist bestimmt nur ein Fehlalarm. Aber Vorsicht ist besser als Nachsicht.«

Als das Licht erlosch

Joachim Weber stand in seinem Kontrollraum im Sicherheitsgebäude, die Augen fest auf die Monitore gerichtet, die das gesamte Anwesen überwachten. 28 Videostreams verteilt auf 12 Monitore: Jeder zeigte einen anderen Bereich des weitläufigen Grundstücks. Den verschneiten Garten, die langen Zufahrtsstraßen, die Umfassungsmauer, die verschiedenen Eingänge des Haupthauses.

Alles ruhig. Alles normal.

Und doch nagte ein unbestimmtes Gefühl der Unruhe an ihm. Vielleicht lag es an der zunehmenden Übelkeit, die seinen Magen in einen Knoten verwandelte. Vielleicht an den Jahren bei der Bundeswehr, die ihn gelehrt hatten, auf sein Bauchgefühl zu hören. Etwas stimmte nicht, auch wenn die Bildschirme vor ihm eine friedliche Weihnachtsnacht zeigten.

Er griff nach der Tasse mit mittlerweile kaltem Kaffee, nahm einen Schluck und verzog das Gesicht. Ein stechender Schmerz durchzuckte seinen Magen, ließ ihn kurz die Augen schließen. Als er sie wieder öffnete, schweifte sein Blick automatisch zum Monitor, der den nordöstlichen Bereich der Außenmauer zeigte.

Nichts. Nur Schnee, der in immer dichteren Flocken fiel und die Sicht zunehmend einschränkte.

»Verdammt Magengrippe«, murmelte er und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Es hatte gestern Abend begonnen: erst nur ein leichtes Unwohlsein, dann zunehmende Übelkeit, und heute diese stechenden Schmerzen. An jedem anderen Tag des Jahres hätte er sich krankgemeldet. Aber nicht am Heiligabend. Nicht, wenn die gesamte Familie im Haus war.

Sein Telefon klingelte. Er nahm den Hörer ab.

»Sicherheitszentrale, Weber.«

»Joachim? Hier ist Margarete.« Die Stimme seiner Frau klang besorgt. »Geht es dir besser?«

Er zwang sich zu einem leichten Lächeln, obwohl sie ihn nicht sehen konnte. »Ein bisschen. Mach dir keine Sorgen.«

»Die Familie ist beim Essen?«

»Ja, alles läuft nach Plan.«

»Soll ich dir etwas bringen? Tee vielleicht, oder die Tabletten vom Arzt?«

Weber überlegte kurz. Die Tabletten vom Arzt wären jetzt hilfreich, aber er zögerte. Seine Aufmerksamkeit durfte nicht beeinträchtigt werden.

»Nein, danke. Ich halte durch. Es sind nur noch ein paar Stunden.«

»Du bist zu pflichtbewusst, Joachim«, seufzte Margarete. »Nagut. Ruf mich an, wenn du etwas brauchst.«

Er versprach es und legte auf. Seine Frau kannte ihn zu gut. Pflichtbewusstsein war tief in seinem Wesen verankert. Nie den Posten verlassen. Nie nachlassen. Nie die Wachsamkeit aufgeben.

Sein Blick wanderte wieder über die Monitore, methodisch, von links nach rechts, von oben nach unten. Ein eingeübtes Muster, das er alle zwei Minuten wiederholte. 20 Jahre Sicherheitsdienst hatten ihn gelehrt, dass Routine der größte Feind der Wachsamkeit war.

Auf einem der unteren Monitore bemerkte er eine Bewegung. Die Kamera am Haupttor zeigte ein Fahrzeug, das sich langsam näherte.

Weber setzte sich aufrechter hin, ignorierte den Schmerz in seinem Magen und konzentrierte sich auf den Bildschirm. Ein schwarzer SUV mit Stuttgarter Kennzeichen, hochpreisig, aber nicht ungewöhnlich für Besucher des Anwesens.

Er griff zum Telefon und wählte die Nummer des Wachpostens am Tor.

»Haupttor, Schmidt.«

»Weber hier. Da kommt ein Fahrzeug. Identifikation?«

Eine kurze Pause. »Kurier von Delikatessen Höhn aus Stuttgart. Lieferung für Herrn Berger, den Koch.«

Weber runzelte die Stirn. Eine Lieferung am Heiligabend? Um diese Uhrzeit?

»Ist es angemeldet?«

»Ja«, antwortete Schmidt nach kurzem Zögern. »Steht auf der

Lieferliste für heute. Soll ich genauer prüfen?»

Weber überlegte. Die Familie Weiß bestellte regelmäßig bei dem exklusiven Feinkostgeschäft, und es wäre nicht das erste Mal, dass spezielle Zutaten in letzter Minute geliefert wurden. Trotzdem ...

»Standardprozedur. Identifikation des Fahrers, Durchsuchung des Fahrzeugs.«

»Verstanden.«

Weber legte auf und beobachtete auf dem Monitor, wie Schmidt den SUV anhalten ließ und den Fahrer aufforderte, auszusteigen. Die Kamera zeigte einen Mann mittleren Alters in der typischen Uniform des Lieferdienstes, der bereitwillig seinen Ausweis vorzeigte. Die Rückseite des Fahrzeugs wurde geöffnet, Schmidt inspizierte den Inhalt – mehrere Kisten und Kühltaschen mit dem Logo des Feinkostgeschäfts.

Alles schien in Ordnung. Weber entspannte sich etwas, als Schmidt dem Fahrer signalisierte, weiterzufahren. Die Prozedur war routinemäßig abgelaufen, der Kurier hatte kooperiert, es gab keinen Grund zur Besorgnis.

Und doch ...

Ein weiterer Krampf durchzuckte seinen Magen, diesmal stärker. Weber keuchte leise und presste eine Hand gegen den schmerzenden Bauch. Vielleicht sollte er doch die Tabletten nehmen? Oder zumindest Herrn Weiß informieren, dass er möglicherweise eine Ablösung brauchen würde.

Der Gedanke, seine Pflicht nicht vollständig erfüllen zu können, nagte an seinem Stolz. In 15 Jahren bei der Bundeswehr hatte er nie einen Einsatz abgebrochen, nie einen Kollegen im Stich gelassen. Und in den 12 Jahren bei der Familie Weiß hatte er nicht einen einzigen Tag gefehlt.

Auf dem Speisesaal-Monitor sah Weber den Kronleuchter flackern, im selben Atemzug flackerten die Lichter im Kontrollraum. Einmal, zweimal, dann erloschen sie vollständig. Auch die Monitore wurden schwarz.

»Was zum Teufel ...?«, murmelte Weber und griff sofort nach der

Taschenlampe, die er stets griffbereit hatte.

Drei Sekunden später sprangen die Notstromaggregate an, die Notbeleuchtung flammte auf, und die Computer begannen ihren automatischen Neustart. Weber aktivierte sein Funkgerät. »Schmidt, hier Weber. Statusbericht.«

»Alles ruhig am Tor«, meldete Schmidt nach einer kurzen Pause. »Hatte einen Moment Funkausfall. Fehlalarm?«

»Stromausfall. Notstromaggregate laufen. Bleib wachsam«, antwortete Weber und legte das Funkgerät beiseite.

Er versuchte es mit dem internen Telefon. Es funktionierte ebenfalls wieder. Kein Grund zur Beunruhigung – das System hatte sich wie vorgesehen erholt. Weber atmete erleichtert auf und ließ sich in seinen Stuhl zurücksinken.

Die Monitore flackerten wieder zum Leben und zeigten die gewohnten Bilder des Anwesens. Der Schneefall hatte weiter zugenommen, und die weißen Flocken tanzten hypnotisch vor den Außenkameras. Weber rieb sich die Augen. Die Übelkeit und die beißenden Magenschmerzen ließen seine Konzentration schwinden.

Er griff zum Telefon und wählte die Nummer seiner Frau.

»Margarete? Ich brauche doch die Tabletten. Kannst du sie mir bringen?«

»Natürlich, Liebster. Bin in zehn Minuten da.«

Weber legte auf und atmete tief durch. Zehn Minuten. Er konnte zehn Minuten durchhalten.

Sein Blick wanderte wieder methodisch über die Monitore. Alles normal. Der Lieferwagen entfernte sich bereits wieder von der Küchentür, nachdem der Koch die Lieferung entgegengenommen hatte. Die Familienmitglieder waren im Speisesaal, genossen ihr Weihnachtsessen, ohne von dem kurzen Stromausfall gestört worden zu sein. Schmidt stand weiterhin an seinem Posten am Haupttor.

Eine perfekte Weihnachtsnacht. Friedlich. Sicher.

Ein besonders heftiger Krampf ließ Weber nach vorne sacken. Der Schmerz war jetzt kaum noch zu ertragen. Kalter Schweiß rann ihm übers Gesicht, und seine Sicht verschwamm kurzzeitig. Mit zittern-

den Fingern griff er nach dem Wasserbecher neben der Tastatur und nahm einen kleinen Schluck, der seinen rebellierenden Magen jedoch nur noch mehr aufwühlte.

Während Joachim Weber mit seinem Unwohlsein kämpfte, glitt Adrian Maurer lautlos durch den nördlichen Garten. Sein schwarzer Tarnanzug machte ihn fast unsichtbar in der Dunkelheit, nur seine Atemwolken verrieten seine Präsenz in der Kälte.

Er hatte den kurzen Stromausfall genutzt, um die äußere Verteidigungslinie zu durchbrechen und sich dem Haus zu nähern. Die Kameras waren genau lange genug ausgefallen, um ihm den nötigen Vorsprung zu geben.

Nun stand er im Schatten einer alten Eiche, etwa 30 Meter vom Haupthaus entfernt. In seiner Hand hielt er ein kleines Tablet, auf dem er den Grundriss des Anwesens und die Positionen der Sicherheitsleute sehen konnte. Der Wachmann am Haupttor war noch dort, aber der Sicherheitschef – Weber – befand sich in seinem Kontrollraum, genau wo sie ihn haben wollten.

Adrian lächelte. Die von ihnen installierte Software hatte die Sicherheitssysteme nach dem Neustart übernommen und zeigte nun manipulierte Bilder auf allen Monitoren. Die Wachen sahen, was sie sehen sollten – ein ruhiges, friedliches Anwesen. Nicht den schwarz gekleideten Mann, der sich methodisch dem Nebeneingang näherte.

Sein Funkgerät knackte leise. Thomas' Stimme, gedämpft: »Ich bin drin.«

»Phase eins durch«, flüsterte Adrian. »Ich komme.«

Eine kurze Pause. »Alle in Position. Wie lange bis du da bist?«

Adrian warf einen Blick auf seine Uhr. »Acht Minuten.«

»Verstanden.«

Das Funkgerät verstummte. Adrian steckte es weg und zog stattdessen eine kleine Fernbedienung hervor. Der nächste Schritt war heikel, aber notwendig. Sie brauchten eine Ablenkung, um die Familie zu trennen.

Er atmete tief durch, zählte innerlich bis drei, dann drückte er den

Knopf.

Augenblicklich heulten im Haupthaus die Feueralarme los. Adrian konnte sie selbst von seiner Position aus hören, ein durchdringendes, schrilles Heulen, das durch die Nacht schnitt.

Er wartete nicht ab, sondern setzte sich sofort in Bewegung. Mit schnellen, lautlosen Schritten näherte er sich dem Nebeneingang des Ostflügels. Dank ihrer Software würde die elektronische Schließanlage für exakt 30 Sekunden deaktiviert sein – genug Zeit, um hineinzuschlüpfen, ohne einen weiteren Alarm auszulösen.

Als er die Tür erreichte, zog er ein kleines Gerät aus seiner Tasche und hielt es an das Schloss. Die grüne LED leuchtete auf, ein leises Klicken ertönte. Adrian drückte die Klinke und die Tür schwang lautlos auf.

Er war drin.

In der Sicherheitszentrale hörte Weber mit plötzlicher Anspannung die Feueralarme losgehen. Das schrille Heulen durchfuhr seinen schmerzenden Kopf wie ein elektrischer Schlag und ließ ihn automatisch nach seinem Funkgerät greifen.

»Schmidt, hier Weber. Feueralarm. Statusbericht.«

»Verstanden. Keine Anzeichen für Feuer von hier aus sichtbar.«

Weber schwenkte seinen Blick hektisch über die Monitore. Die Rauchmelder im Hauptflügel hatten angeschlagen, aber keiner der Wärmesensoren zeigte erhöhte Temperaturen an. Kein Rauch war auf den Bildschirmen zu sehen.

»Wahrscheinlich ein Fehlalarm durch den Stromausfall«, murmelte er und begann, die Systeme zu überprüfen.

Auf dem Intercom blinkte eine eingehende Verbindung. Weber drückte den Knopf.

»Sicherheitszentrale, Weber.«

»Hier ist Thomas Brandt. Was ist los mit dem Alarm?«

»Wahrscheinlich ein Fehlalarm durch den vorherigen Stromausfall«, antwortete Weber. »Die Sensoren zeigen kein Feuer an. Ich schalte ihn gleich ab.«

»Gibt es Grund zur Sorge?«

»Nein, alles unter Kontrolle. Die Familie kann ruhig weiterfeiern.«

»Danke, Weber. Meine Großmutter ist etwas beunruhigt, aber ich sage ihr, dass alles in Ordnung ist.«

Die Verbindung wurde unterbrochen, und Weber widmete sich wieder den Systemen. Mit geübten Handgriffen deaktivierte er den Feueralarm. Das schrille Heulen verstummte, und eine willkommene Stille senkte sich über das Anwesen.

Ein leises Klopfen an der Tür ließ ihn aufschauen. Margarete trat ein, in der Hand eine kleine Pillendose und eine Thermoskanne.

»Hier sind deine Tabletten, und ich habe dir Kamillentee mitgebracht«, sagte sie mit einem besorgten Lächeln. »Du siehst furchtbar aus, Joachim.«

Weber nahm dankbar die Medikamente entgegen und schluckte zwei Tabletten mit einem Schluck des warmen Tees. »Danke. Gerade war noch ein Fehlalarm, aber jetzt ist alles wieder ruhig.«

Margarete trat hinter ihn und begann, sanft seine verspannten Schultern zu massieren. »Du solltest nach Hause kommen, wenn die Familie zu Bett gegangen ist. Du brauchst Ruhe.«

»Sobald der Dienst vorbei ist«, versprach er.

Sie beugte sich vor und küsste ihn auf die Wange. »Ich warte auf dich. Ruf mich an, wenn du mich brauchst.«

Nach dem Abschied seiner Frau spürte Weber bereits eine leichte Linderung der Schmerzen. Die Medikamente begannen zu wirken, und der warme Tee beruhigte seinen Magen.

Er legte den Kopf in den Nacken und schloss für einen Moment die Augen. Nur kurz ausruhen, dann würde er wieder voll einsatzfähig sein. Die Müdigkeit übermannte ihn, und obwohl er dagegen ankämpfte, wurden seine Lider immer schwerer.

Der monotone Schneefall auf den Bildschirmen, das sanfte Summen der Geräte und die nachlassenden Schmerzen wirkten wie ein Schlafmittel. Seine Gedanken wurden träge, sein Atem gleichmäßiger.

Ohne es zu bemerken, driftete Joachim Weber in einen unruhigen

Schlaf. Sein Kopf sank langsam zur Seite, während auf den Monitoren vor ihm das sorgsam gefälschte Bild eines friedlichen Anwesens flimmerte.

Adrian bewegte sich wie ein Schatten durch die Korridore des Ostflügels. Das Abschalten des Feueralarms war sein Signal gewesen – Thomas hatte die Familie beruhigt, und Weber saß in seiner Sicherheitszentrale, getäuscht von den manipulierten Bildern.

Über sein Funkgerät kam eine leise Stimme: »Rabe, hier Specht. Familienversammlung in zehn Minuten. Falke hat die Getränke vorbereitet.«

Adrian nickte für sich. »Verstanden. Bin in Position in fünf Minuten.«

Er glitt weiter durch den dunklen Korridor, unsichtbar für die Kameras, unhörbar für die wenigen Bediensteten, die noch im Haus waren.

Falsche Zuflucht

Thomas Brandt führte die kleine Gruppe entschlossen durch die schwach beleuchteten Korridore des Anwesens. Seine Eltern, Julia und Michael, folgten ihm mit benommenen Schritten, sichtlich beeinträchtigt durch den präparierten Punsch, den sie zuvor getrunken hatten. Hinter ihnen kamen Martin Berger, der Koch, und die beiden Servicekräfte, Anna und Stefan – alle drei verängstigt und verwirrt.

»Thomas, ich verstehe nicht, warum wir uns trennen mussten«, sagte Julia, seine Mutter, mit leicht verwischter Stimme. »Warum kommt Sophia nicht mit uns?«

»Sie kümmert sich um Großvater und Großmutter«, antwortete Thomas mit beruhigendem Tonfall. »Du weißt, wie Großvater ist – er würde den Panikraum nur betreten, wenn wir ihn hineinschleppen würden.«

Michael, sein Vater, nickte schwerfällig. »Typisch Dieter. Zu stur, um sich in Sicherheit zu bringen.«

Die kleine Gruppe erreichte eine unscheinbare Eichentür am Ende eines langen Korridors im Ostflügel des Hauses. Thomas zog eine Schlüsselkarte aus seiner Tasche – ein spezieller Zugang, den nur Familienmitglieder besaßen.

»Wusste gar nicht, dass du eine Schlüsselkarte hast«, murmelte Michael.

Thomas lächelte dünn. »Großvater gab sie mir letztes Jahr. »Für den Fall der Fälle«, sagte er.«

Er schob die Karte in den Schlitz neben der Tür. Ein leises Summen ertönte, dann klickte das Schloss und die massive Tür schwang nach innen auf.

»Bitte, alle hinein«, sagte Thomas und deutete in den Gang dahinter.

Die Gruppe trat ein. Thomas schloss die Tür hinter ihnen, hörte das befriedigende Klicken des automatischen Schlosses. Eine weitere Tür, zehn Meter den Gang hinunter, führte schließlich in den eigentlichen Panikraum.

Der Panikraum der Familie Weiß war ein hochmodernes unterirdisches Sicherheitssystem – verstärkter Beton, schusssichere Türen, gefilterte Luft, Vorräte für zwei Wochen.

Thomas führte die Gruppe durch die zweite Tür, die sich mit einem hydraulischen Zischen öffnete. Das gedämpfte Licht sprang automatisch an und enthüllte einen Raum, der mehr nach luxuriöser Wohnung als nach Bunker aussah – zentraler Wohnbereich mit Sofas und Sesseln, ein großer Bildschirm an der Wand, mehrere Türen zu Schlaf-, Bade- und Küchenräumen.

»Bitte, setzt euch«, sagte Thomas und deutete auf die Sitzgruppe. »Ich aktiviere das Überwachungssystem, damit wir sehen können, was draußen vor sich geht.«

Während die anderen sich auf den Sofas niederließen, trat Thomas an die Kontrolltafel neben dem großen Bildschirm. Seine Finger bewegten sich sicher über die Tastatur – er hatte die Systeme zuvor

gründlich studiert und wusste genau, welche Befehle er eingeben musste.

Der Bildschirm erwachte zum Leben, teilte sich in sechs Fenster, die verschiedene Bereiche des Hauses zeigten. Ein Fenster zeigte den Speisesaal, wo Dieter, Hannelore, Monika und Karsten noch immer saßen, mit Sophia, die besorgt neben ihnen stand.

»Gott sei Dank«, seufzte Julia. »Sie sind in Ordnung.«

Thomas nickte mit ernster Miene. Die Bilder, die sie sahen, waren live – er konnte seine Familie in Echtzeit beobachten, wie sie benommen und verwirrt in ihren Stühlen saßen. Sein Blick wanderte zur Uhr an der Wand. 20:27 Uhr. In drei Minuten würde Adrian den Raum betreten.

»Ich verstehe das alles nicht«, sagte Martin Berger, der Koch, der bleich und verwirrt auf einem der Sessel saß. »Was ist mit dem Strom passiert? Warum dieser Feueralarm?«

»Wahrscheinlich nur eine technische Störung«, antwortete Thomas. »Aber bei solchen Vorfällen ist es Standardprotokoll, den Panikraum zu nutzen. Besser vorsichtig sein.«

Die beiden Servicekräfte, Anna und Stefan, saßen eng beieinander auf einem der Sofas, offensichtlich verängstigt. Anna, eine schlanke Frau Anfang zwanzig mit kurzem, braunem Haar, zitterte leicht.

»Wird Herr Weber die Situation klären?«, fragte sie mit leiser Stimme.

Thomas unterdrückte ein Lächeln. Weber war momentan wahrscheinlich mit seinen Magenkrämpfen beschäftigt – ein unerwarteter Vorteil für ihren Plan.

»Ich bin sicher, er tut sein Bestes«, sagte er stattdessen. »Er ist sehr pflichtbewusst.«

Michael begann, rastlos im Raum auf und ab zu gehen, ein Zeichen seiner wachsenden Nervosität. Trotz des Beruhigungsmittels in seinem Körper schien sein analytischer Verstand – der ihn zu einem erfolgreichen Finanzvorstand gemacht hatte – zu arbeiten.

»Etwas stimmt hier nicht«, murmelte er, mehr zu sich selbst als zu den anderen. »Ein gleichzeitiger Stromausfall und Feueralarm?

Die Wahrscheinlichkeit für einen zufälligen Zusammenfall solcher Ereignisse ist ...«

Michael trat zum Intercom, drückte einen Knopf. Dann einen zweiten. »Warum antwortet niemand?« Er drehte sich zu Thomas. »Du hast das Ding vor fünf Minuten noch benutzt.«

Für den Bruchteil einer Sekunde hielt Thomas den Blick seines Vaters. »Der Strom ist vermutlich noch nicht vollständig wiederhergestellt.«

»Vater«, ergänzte Thomas sanft, »du überanalysierst wieder. Entspann dich. Wir sind hier sicher.«

Julia streckte eine Hand nach ihrem Mann aus. »Komm, setz dich zu mir, Michael. Du machst mich nervös mit deinem Herumlaufen.«

Michael zögerte, dann gab er nach und setzte sich neben seine Frau. Thomas bemerkte, wie seine Schultern sich senkten, seine Augen schwerer wurden. Das Beruhigungsmittel forderte seinen Tribut.

»Können wir jemanden anrufen?«, fragte Stefan, der jüngere der beiden Servicekräfte, ein hochgewachsener, drahtiger Mann mit Brille. »Die Polizei vielleicht?«

Thomas schüttelte den Kopf. »Der Panikraum ist vollständig abgeschirmt. Keine Signale rein, keine raus – außer über das gesicherte Hausintercom.«

Thomas trat zum Intercom und drückte einen Knopf. »Großvater? Könnt ihr mich hören?«

Statisches Rauschen war die einzige Antwort.

»Seltsam«, sagte er. »Das sollte funktionieren.«

»Vielleicht ist der Strom immer noch nicht vollständig wiederhergestellt?«, schlug Julia vor, ihre Stimme leicht undeutlich vom Beruhigungsmittel.

»Möglich«, stimmte Thomas zu. »Wir sollten einfach abwarten und die Monitore im Auge behalten.«

Er warf einen weiteren Blick auf die Uhr. 20:29 Uhr. Fast Zeit. Thomas ging zu einer scheinbar harmlosen Kommode in der Ecke, öffnete eine Schublade und griff nach einer Flasche Mineralwasser,

die er dort zuvor platziert hatte. Das Wasser war mit einem weiteren Beruhigungsmittel versetzt. Sie würden bald alle tief schlafen.

»Kann ich etwas Wasser haben?«, fragte Martin, dessen Gesicht nun schweißbedeckt war.

»Natürlich.« Thomas ging zur kleinen Küchenzeile und füllte ein Glas mit dem präparierten Wasser. Als er es dem Koch reichte, bemerkte er, dass seine Hände zitterten. »Alles in Ordnung, Martin?«

Der Koch nickte angestrengt. »Nur ... etwas schwindelig. Seltsam.«

Martin war ein Kollateralschaden in seinem Plan – nicht direkt beteiligt, aber notwendigerweise involviert. Der Mann hatte ihm nie etwas getan.

»Soll ich in der Medizintasche nach etwas suchen?«, bot er an, wissend, dass es nichts geben würde, was gegen das präparierte Getränk helfen könnte.

Martin schüttelte den Kopf und nahm einen Schluck Wasser. »Es wird schon besser. Danke.«

Die Uhr zeigte 20:30 Uhr. Thomas atmete einmal tief ein und trat zwischen die anderen, reichte ihnen Gläser mit dem präparierten Wasser. »Hier, trinkt etwas. Das beruhigt die Nerven.«

»Schaut!«, rief Anna plötzlich und deutete auf den Bildschirm. »Was ist das?«

Alle Augen richteten sich auf den Monitor, der den Speisesaal zeigte. Eine maskierte Gestalt in schwarzer Kleidung war eingetreten, eine Waffe in der Hand. Thomas' Puls beschleunigte sich. Adrian war pünktlich.

Ein kollektives Keuchen ging durch den Panikraum, als sie sahen, wie der Eindringling die Waffe auf Dieter richtete.

»Oh mein Gott«, flüsterte Julia, eine Hand vor dem Mund. »Das ist ein Überfall.«

Thomas trat näher an den Bildschirm, sein Gesicht eine Maske des Entsetzens. »Das kann nicht sein. Das Sicherheitssystem ist erstklassig.«

»Offenbar nicht erstklassig genug«, sagte Michael, plötzlich wie-

der hellwach. »Wir müssen etwas tun!«

Thomas schüttelte den Kopf, seine Stimme zitterte überzeugend. »Wir können nichts tun. Der Panikraum ist darauf ausgelegt, uns zu schützen, nicht um einzugreifen. Wenn wir jetzt hinausgehen, bringen wir uns nur selbst in Gefahr.«

»Aber deine Großeltern!«, protestierte Julia. »Sophia! Wir können sie nicht einfach im Stich lassen!«

»Wir lassen sie nicht im Stich«, erwiderte Thomas. »Wir befolgen das Protokoll. Der Panikraum ist verbunden mit einem stillen Alarm bei der Polizei. Hilfe wird unterwegs sein.«

Auf dem Bildschirm sprach Adrian – sein Gesicht unter einer Skimaske verborgen – zu Dieter, der mit bemerkenswerter Ruhe in seinem Stuhl sitzen blieb. Die Aufnahme hatte keinen Ton, aber Thomas kannte jedes Detail dieses Plans.

»Wer ist das?«, fragte Stefan mit zitternder Stimme. »Was will er?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Thomas. »Wahrscheinlich Geld. Großvater ist ein reiches Ziel.«

Michael starrte auf den Bildschirm, seine Augen verengt. »Etwas stimmt hier nicht. Wie konnte ein Einzelner das gesamte Sicherheitssystem überwinden? Wo ist Weber? Wo sind die anderen Sicherheitsleute?«

Thomas' Kiefer spannte sich kaum merklich an. Sein Vater war scharfsinniger, als er es unter dem Einfluss des Beruhigungsmittels sein sollte.

»Vielleicht hat er Hilfe«, sagte er vage. »Vielleicht war es ein Inside-Job.«

Auf dem Bildschirm bewegte sich Adrian nun im Raum, während die Familie regungslos dasaß. Sophia stand mit angespannter Haltung, ihre Augen weit aufgerissen vor Angst und Schock.

»Warum bewegt sich niemand?«, fragte Anna verwirrt. »Sie sitzen einfach da, als wären sie ...«

»... betäubt«, beendete Michael den Satz, sein Blick plötzlich misstrauisch. Er schaute zu Thomas, dann wieder zum Bildschirm.

»Sie wirken, als stünden sie unter Drogen. Genau wie ich mich fühle.«

Thomas zwang seine Hand, ruhig zu bleiben. Das Beruhigungsmittel sollte die kritischen Fähigkeiten dämpfen, nicht verstärken.

»Das ist die Schockreaktion«, erklärte er schnell. »Menschen reagieren unterschiedlich auf extreme Gefahr. Einige erstarren.«

Michael schien nicht überzeugt. Er versuchte sich zu konzentrieren, sein Blick wurde jedoch zunehmend unfokussiert.

»Ich fühle mich ... seltsam«, murmelte er.

»Das ist nur der Stress«, erwiderte Thomas und legte eine Hand auf seine Schulter. »Trink noch etwas Wasser.«

Michael nahm einen weiteren Schluck, seine Bewegungen bereits träger. Thomas beobachtete, wie die anderen ebenfalls von ihrem Wasser tranken. In wenigen Minuten würden sie alle in einen tiefen Schlaf fallen – genug Zeit für ihn, den Panikraum sicher zu verlassen und Adrian bei der nächsten Phase ihres Plans zu unterstützen.

Auf dem Bildschirm hielt Adrian nun die Waffe direkt auf Dieter gerichtet. Die Zeit drängte. Thomas musste bereit sein, sobald seine Gefangenen bewusstlos waren.

Martin war bereits eingeknickt, den Kopf gegen die Sofalehne gelehnt. Stefan kämpfte sichtbar gegen die Müdigkeit an, während Anna mit schweren Lidern auf den Bildschirm starrte.

»Trink noch einen Schluck«, flüsterte Thomas seiner Mutter zu. Seine Finger blieben eine Sekunde zu lang am Glas, bevor er es losließ. Sie führte es mit zitternden Händen an ihre Lippen. Er wischte seine Handflächen an seinem Pullover ab.

Thomas beobachtete seine Familie mit unbewegtem Gesicht, während im Inneren das Adrenalin durch seinen Körper pumpte.

Stille Nacht, tödliche Nacht

Die leise Melodie von *Stille Nacht*, die aus den versteckten Lautsprechern im Speisesaal drang, bildete einen makabren Kontrast zu der

Atmosphäre angespannter Verwirrung, die im Raum herrschte. Dieter Weiß saß am Kopfende des Tisches, seine sonst so autoritäre Haltung merklich geschwächt, während er versuchte, die Situation zu begreifen. Neben ihm hatte Hannelore ihre Hand auf seine gelegt, ein stilles Zeichen ehelicher Solidarität inmitten der Ungewissheit.

Monika und Karsten Fischer saßen gegenüber, ihre Bewegungen verlangsamt durch das Beruhigungsmittel, das langsam seine volle Wirkung entfaltete. Der plötzliche Stromausfall und der falsche Feueralarm hatten sie in einen Zustand passiver Desorientierung versetzt.

»Ich verstehe nicht, warum Thomas und die anderen nicht zurückkommen«, sagte Monika mit leicht verwischter Stimme. Ihre sonst so perfekt frisierte Hochsteckfrisur hatte sich etwas gelöst, einzelne Strähnen fielen ihr ins Gesicht. »Warum sollten sie in den Panikraum gehen, ohne uns mitzunehmen?«

Sophia ging unruhig im Raum auf und ab, ihr wacher Blick musterte abwechselnd die benommenen Familienmitglieder und die verschneite Landschaft draußen vor dem Fenster. Im Gegensatz zu den anderen wirkte sie vollkommen klar, ihre Bewegungen präzise und energisch.

»Etwas stimmt hier nicht«, sagte sie und ging zum Tisch. Sie griff nach dem Punschkrug und schnupperte daran. »Großvater, seit wann fühlst du dich benommen?«

Dieter versuchte, den Nebel in seinen Gedanken zu durchdringen. »Seit ... kurz nach dem Punsch. Etwa eine halbe Stunde.«

Sophia stellte den Krug ab und betrachtete nachdenklich die Weingläser. »Und ihr alle habt vom Punsch getrunken, richtig? Ich war die Einzige, die abgelehnt hat.«

»Worauf willst du hinaus, Kind?«, fragte Hannelore mit schwerer Zunge.

»Ich glaube, jemand hat den Punsch manipuliert«, erklärte Sophia entschlossen. »Seht euch an – ihr alle zeigt die gleichen Symptome: Benommenheit, verlangsamte Reaktionen, leichte Verwirrung. Klassische Anzeichen eines Beruhigungsmittels.«

Karsten, der als Neurologe ein medizinisches Verständnis hatte, runzelte die Stirn. »Das ... würde tatsächlich einiges erklären. Aber wer würde ...«

»Wer hat den Punsch zubereitet?«, fragte Sophia, obwohl sie die Antwort bereits kannte.

»Thomas«, antwortete Monika verwirrt. »Er hat darauf bestanden, ihn selbst zu machen. Nach unserem alten Familienrezept, sagte er.«

Sophia schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Thomas! Er muss etwas damit zu tun haben. Und jetzt ist er verschwunden, angeblich im Panikraum.«

Sie ging zum Intercom an der Wand und drückte mehrere Knöpfe. »Thomas? Kannst du mich hören? Hallo?«

Nur statisches Rauschen antwortete ihr.

»Ich rufe Weber an«, sagte Karsten und griff nach seinem Mobiltelefon. Seine Finger bewegten sich unbeholfen über das Display. »Kein Empfang. Das ist unmöglich.«

Sophia nahm ihm das Telefon aus der Hand und überprüfte es selbst. »Die Signalblocker wurden aktiviert. Das ist Teil des Sicherheitsprotokolls im Falle eines Stromausfalls, aber wer hat ...«

In diesem Moment verstummte die Musik abrupt. Die plötzliche Stille war fast genauso erschreckend wie der vorherige Alarm.

»Ich gehe nachsehen, was los ist«, sagte Sophia entschlossen. »Ihr bleibt hier. Versucht, klar zu bleiben.«

Bevor sie die Tür erreichen konnte, öffnete sich die schwere Eichentür des Speisesaals. In der Tür stand eine schwarze Gestalt.

Adrian Maurer trug einen eng anliegenden schwarzen Tarnanzug, der seine athletische Figur betonte. Sein Gesicht war von einer Skimaske verdeckt, nur seine dunklen Augen waren sichtbar – fokussiert und beunruhigend wach. In seiner rechten Hand hielt er eine Pistole, die er mit der Selbstverständlichkeit eines Mannes trug, der mit Waffen vertraut war.

Hannelore keuchte erschrocken auf. Monika erstarrte mitten in der Bewegung, ihr Weinglas auf halbem Weg zu ihren Lippen. Kars-

ten starrte den Eindringling an, sein Gesicht eine Maske der Verwirrung.

Sophia blieb wie angewurzelt stehen, ihr Körper augenblicklich in Alarmbereitschaft. »Wer sind Sie?«, verlangte sie zu wissen, ihre Stimme überraschend fest.

Adrian ignorierte sie und richtete seinen Blick auf Dieter, der sich trotz seiner Benommenheit aufgerichtet hatte, seine Augen verengt.

»Wer sind Sie?«, wiederholte Dieter mit einer Stimme, die trotz allem noch Autorität ausstrahlte. »Was wollen Sie?«

Adrian trat vollständig in den Raum, schloss die Tür hinter sich. Seine Bewegungen waren geschmeidig, kontrolliert, fast elegant.

»Guten Abend, Herr Weiß«, sagte er, seine Stimme durch die Maske leicht gedämpft, aber deutlich hörbar. »Frohe Weihnachten.«

Sophia bewegte sich langsam zur Seite, suchte instinktiv nach einem Fluchtweg oder einer Waffe. »Wo ist Thomas?«, fragte sie. »Was haben Sie mit ihm gemacht?«

Adrian lachte leise. »Thomas? Ihrem Cousin geht es ausgezeichnet, Fräulein Fischer. Er spielt seine Rolle perfekt.«

»Rolle?«, wiederholte Sophia ungläubig. »Was für eine Rolle?«

»Die des treuen Enkels, der in Wahrheit alles andere als treu ist«, erwiderte Adrian und deutete mit der Waffe auf einen leeren Stuhl. »Bitte, setzen Sie sich zu Ihrer Familie. Wir haben viel zu besprechen.«

»Sie sind wahnsinnig«, sagte Karsten, seine Stimme klang seltsam abwesend. »Das Sicherheitssystem ... Weber ...«

»Ah, Herr Fischer, der Neurologe«, unterbrach Adrian ihn. »Ich fürchte, Herr Weber ist momentan ... indisponiert. Und was das Sicherheitssystem betrifft – nun, lassen Sie uns sagen, es hat seine Loyalität gewechselt.«

Er trat näher an den Tisch heran, die Waffe nun direkt auf Dieter gerichtet. »Niemand wird kommen, um Sie zu retten. Nicht Weber, nicht die Polizei, nicht Ihr Sicherheitsdienst im Dorf. Wir sind hier völlig ungestört.«

»Wir?«, fragte Dieter, sein Blick wanderte durch den Raum, als

suchte er nach weiteren Eindringlingen.

Adrian lachte leise, ein überraschend warmer Klang hinter der Maske. »Eine berechnete Frage, Herr Weiß. Sehr aufmerksam, trotz des ... nennen wir es ›beruhigenden Getränks‹, das Sie zu sich genommen haben.«

Dieters Augen weiteten sich leicht, dann wanderte sein Blick zum Punschbecher, der noch auf dem Tisch stand.

»Der Punsch«, murmelte er. »Thomas ...«

»Ist ein sehr überzeugender Schauspieler«, vervollständigte Adrian den Satz. »Obwohl, um fair zu sein, sollte ich erwähnen, dass er zumindest teilweise von echten Emotionen motiviert wird.«

Sophia schüttelte ungläubig den Kopf, während ihr Verstand fieberhaft arbeitete. »Thomas hat uns also betäubt? Aber warum?«

»Fragen Sie Ihren Großvater«, erwiderte Adrian kühl. »Fragen Sie ihn nach den Dingen, die er über die Jahrzehnte getan hat. Die Leben, die er zerstört hat. Die Methoden, mit denen er sein Imperium aufgebaut hat.«

Monika stieß ein ungläubiges Lachen aus. »Das ist absurd. Thomas würde niemals ... er ist loyal. Er ist ein Brandt.«

»Und ein Weiß«, ergänzte Adrian, während er langsam um den Tisch herum ging. »Und vielleicht liegt genau darin der Kern des Problems.«

Sophia versuchte verzweifelt, einen Ausweg zu finden. »Was immer Sie glauben, dass mein Großvater getan hat – das rechtfertigt nicht, eine ganze Familie zu bedrohen.«

Adrian blieb hinter Dieter stehen, legte eine Hand auf die Schulter des älteren Mannes.

»Sie haben ein beeindruckendes Imperium aufgebaut, Herr Weiß«, sagte er leise. »Aus dem Nichts, wie die Legende besagt. Ein Selfmademan, ein Symbol des deutschen Wirtschaftswunders. Aber wissen Sie, was das Problem mit Legenden ist? Sie tendieren dazu, die unschönen Details auszulassen.«

»Wenn Sie Geld wollen ...«, begann Hannelore mit zitternder Stimme.

Adrian schüttelte den Kopf. »Nein, Frau Weiß. Geld interessiert mich nicht. Nicht direkt jedenfalls.«

Er trat zurück und wandte sich allen Anwesenden zu, die Waffe noch immer locker in der Hand.

»Was ich will, ist eine Unterhaltung«, fuhr er fort. »Ein Austausch von Ideen, wenn Sie so wollen. Eine Debatte zwischen zwei Weltanschauungen.«

»Eine Debatte mit vorgehaltener Waffe?«, fragte Dieter, ein Anflug seines gewohnten Sarkasmus schimmerte durch die drogenbeeinflusste Benommenheit.

Adrian neigte anerkennend den Kopf. »Touché, Herr Weiß. Aber leider war dies der einzige Weg, Sie zum Zuhören zu bewegen. Menschen wie Sie hören nur zu, wenn sie keine andere Wahl haben.«

»Menschen wie ich?«, wiederholte Dieter. »Sie kennen mich nicht.«

»Oh, da irren Sie sich«, entgegnete Adrian. »Ich kenne Sie besser, als Sie denken. Ich habe Ihr Leben studiert, Ihre Karriere, Ihre Geschäftspraktiken. Ich kenne die Geschichte Ihres Unternehmens – die offizielle Version und die inoffizielle.«

Er beugte sich leicht vor, seine Stimme senkte sich zu einem vertraulichen Flüstern. »Ich weiß von Stuttgart, 1973. Ich weiß von Hamburg, 1981. Ich weiß von Berlin, 1995.«

Mit jeder Nennung wurde Dieter blasser, sein Gesicht versteinerte zu einer Maske.

»Was will er damit sagen, Dieter?«, fragte Hannelore beunruhigt.

»Nichts«, antwortete Dieter scharf. »Er versucht nur, mich zu provozieren.«

Adrian richtete sich wieder auf, lächelte unter seiner Maske, was sich nur an den Fältchen um seine Augen erkennen ließ. »Provokation ist ein Werkzeug der Wahrheitsfindung, Herr Weiß. Aber wir haben Zeit. Die ganze Nacht, um genau zu sein.«

Sophia erhob sich langsam von ihrem Stuhl. »Ich denke nicht, dass Sie das Recht haben, hier einzudringen und meinen Großvater zu bedrohen. Was immer Sie glauben, über ihn zu wissen –«

»Setzen Sie sich, Fräulein Fischer«, unterbrach Adrian sie, die Waffe nun auf sie gerichtet. »Ihr Großvater weiß genau, wovon ich spreche.«

»Sophia, bitte«, flüsterte Dieter. »Setz dich.«

Sophia zögerte, ihr Blick wanderte zwischen Adrian und ihrem Großvater hin und her. »Du kannst nicht ernsthaft in Erwägung ziehen, mit diesem ... diesem Terroristen zu verhandeln.«

»Terrorist?«, wiederholte Adrian amüsiert. »Ein interessantes Wort, nicht wahr? Einer Person Terror einflößen. Wissen Sie, Fräulein Fischer, wie viele Menschen Ihr Großvater im Laufe seines Lebens terrorisiert hat? Wie viele Existenzen er vernichtet hat?«

»Das ist absurd«, erwiderte Sophia hitzig. »Mein Großvater ist ein angesehener Geschäftsmann, der Hunderttausenden Menschen Arbeit gegeben hat!«

Adrian schüttelte den Kopf. »Die offizielle Version. Die Legende. Aber was ist mit den Schattenseiten? Den ruinierten Konkurrenten? Den Umweltskandalen, die vertuscht wurden? Den Arbeitsunfällen, die unter den Teppich gekehrt wurden?«

»Genug!«, donnerte Dieter mit überraschender Kraft. »Was immer Sie vorhaben, bringen Sie es hinter sich. Wenn Sie mich töten wollen, dann tun Sie es. Aber lassen Sie meine Familie in Ruhe.«

Adrian lachte leise. »Töten? Oh nein, Herr Weiß. Tod wäre zu einfach, zu gnädig. Was ich von Ihnen will, ist viel schwieriger: Ich will, dass Sie mich überzeugen.«

»Überzeugen?«, wiederholte Dieter verwirrt.

»Ja«, nickte Adrian. »Überzeugen Sie mich, dass der Kapitalismus, den Sie so leidenschaftlich verfechten, die beste aller möglichen Welten ist. Überzeugen Sie mich, dass Menschen wie Sie das Recht haben, über das Schicksal anderer zu bestimmen.«

Er griff in seine Innentasche und hielt Dieter eine vergilbte Visitenkarte hin, die Kanten weich vom Alter. »Vor 18 Jahren fand ein achtjähriger Junge diese Karte neben seinem toten Hund. Der Name darauf lautet Monika Weiß.«

Er machte eine umfassende Geste. »Dies ist Ihre Chance, Ihre

Weltanschauung zu verteidigen, Herr Weiß. Ihre Gelegenheit, mich zu bekehren. Wenn Sie erfolgreich sind, lasse ich Sie und Ihre Familie gehen. Wenn nicht ...«

Er ließ den Satz absichtlich unvollendet, die Drohung hing in der Luft.

»Das ist lächerlich«, sagte Sophia und trat einen Schritt vor. »Niemand wird zu Schaden kommen. Thomas würde das niemals zulassen.«

Adrian wandte sich ihr zu, seine Augen plötzlich kalt. »Thomas? Ihr Cousin ist derjenige, der mir Zugang zu diesem Haus verschafft hat, Fräulein Fischer. Er ist derjenige, der Ihren Punsch mit einem Beruhigungsmittel versetzt hat.«

»Das ist eine Lüge«, erwiderte Sophia entschieden.

In diesem Moment öffnete sich die Tür zum Speisesaal erneut. Thomas Brandt stand im Türrahmen, sein Gesicht bleich, aber entschlossen.

»Thomas!«, rief Sophia erleichtert. »Sag diesem Typen, dass er gehen soll. Sag ihm ...«

Ihre Stimme erstarb, als sie seinen Gesichtsausdruck sah. Thomas trat ein, schloss die Tür hinter sich.

»Es tut mir leid, Sophia«, sagte er leise. Seine Stimme klang hohl, als käme sie aus weiter Ferne.

»Du ...«, flüsterte Sophia ungläubig. »Du bist wirklich Teil davon?«

Thomas nickte langsam. »Es musste getan werden.«

Dieter starrte seinen Enkel an, in seinen Augen spiegelte sich tiefe Enttäuschung. »Warum, Thomas? Was habe ich dir je getan?«

»Mir? Nichts«, antwortete Thomas bitter. »Aber was hast du all den anderen angetan? Den Menschen, deren Leben du zerstört hast? Den Gemeinschaften, die du ausgebeutet hast?«

Sophia schüttelte ungläubig den Kopf. »Thomas, das ist Wahnsinn. Wie kannst du nur ...?«

Adrian unterbrach sie, indem er die Waffe wieder auf Dieter richtete. »Genug der Familiendramen. Herr Weiß, Sie und ich werden

nun ein Gespräch führen. Über Moral. Über Verantwortung. Über die Grundlagen unserer Gesellschaft.«

»Ich lasse mich nicht erpressen«, erwiderte Dieter mit fester Stimme.

Adrian zuckte mit den Schultern. »Wie Sie wünschen.«

In einer fließenden Bewegung schwenkte er die Waffe herum und richtete sie auf Sophia.

Für einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen. Aus den Lautsprechern lief noch immer leise *Stille Nacht*. Hannelore atmete laut aus, eine träge, beruhigungsmittelschwere Bewegung. Dieters Hand suchte nach dem Tischrand und fand ihn nicht.

»NEIN!«, schrie Thomas, seine Augen weiteten sich vor Entsetzen.

Doch es war zu spät. Der Schuss hallte ohrenbetäubend durch den Raum.

Sophia wurde zurückgeworfen. Ihre Augen weiteten sich, ein ersticktes Geräusch kam aus ihrer Kehle. Ihre Hände tasteten nach ihrer Brust, wo sich rasch ein dunkler, roter Fleck ausbreitete, der den cremefarbenen Seidenstoff ihrer Bluse durchtränkte.

»SOPHIA!«, Thomas' verzweifelter Schrei durchschneidet die erstarrte Stille.

Er stürzte zu ihr, fing ihren zusammensackenden Körper auf, bevor sie den Boden berührte. Thomas sank mit ihr auf die Knie, hielt sie in seinen Armen, während das Leben sichtbar aus ihr wich.

»Nein, nein, nein«, flüsterte er verzweifelt, Tränen strömten über sein Gesicht. »Das war nicht der Plan ... das sollte nicht passieren ...«

Sophia versuchte zu sprechen, doch nur ein blutiger Schaum trat auf ihre Lippen. Ihre Finger krallten sich schwach in Thomas' Jacke, ihre Augen, weit und voller Schmerz, suchten die seinen.

Thomas schüttelte den Kopf, unfähig zu antworten. Er drückte sie fester an sich, als könnte er sie durch pure Willenskraft am Leben halten.

Monika war aufgesprungen, ein unmenschlicher Schrei entrang sich ihrer Kehle. Karsten hielt sie zurück, sein eigenes Gesicht ver-

zerrt vor Schmerz und Entsetzen.

Hannelore presste beide Hände vor den Mund, lautlose Tränen strömten über ihr Gesicht. Dieter saß wie versteinert, sein Blick unverwandt auf seine sterbende Enkelin gerichtet.

»Was hast du getan?«, brüllte Thomas Adrian an, seine Stimme roh vor Wut und Verzweiflung. »Das war nicht abgemacht! Niemand sollte verletzt werden!«

Adrian betrachtete die Szene mit unergründlichem Blick. »Manchmal braucht es ein Opfer, um die Ernsthaftigkeit einer Situation zu demonstrieren«, sagte er ruhig. »Herr Weiß schien nicht zu glauben, dass wir es ernst meinen.«

In Thomas' Armen erschlaffte Sophias Körper. Ein letzter, zitternder Atemzug entwich ihr, dann blieben ihre Augen offen, reaktionslos. Das Blut sickerte weiter aus der Wunde, bildete eine dunkelrote Lache auf dem hellen Parkett.

»Sie ist tot«, flüsterte Thomas ungläubig. »Du hast sie getötet ...«

»Ja«, bestätigte Adrian nüchtern. »Und es werden weitere folgen, wenn Herr Weiß nicht kooperiert.«

Er wandte sich Dieter zu, der noch immer wie erstarrt dasaß. »Verstehen Sie jetzt den Ernst der Lage, Herr Weiß? Oder brauchen Sie eine weitere Demonstration?«

Dieters Gesicht hatte jede Farbe verloren. Seine Hände, die auf der Tischplatte lagen, zitterten merklich. Der Nebel der Benommenheit war vollständig verschwunden, weggebrannt durch den Schock und die Trauer.

»Ich verstehe«, sagte er tonlos. »Was immer Sie wollen.«

Adrian nickte zufrieden. »Ausgezeichnet. Thomas«, er wandte sich dem jungen Mann zu, der noch immer Sophias leblosen Körper in den Armen hielt, »schaff die Leiche weg. Sie lenkt nur ab.«

Thomas starrte ihn an, Unglaube und Hass in seinen Augen. »Wie kannst du nur so kalt sein? Du hast gerade einen Menschen getötet!«

»Einen privilegierten Menschen aus einer Familie von Ausbeutern«, entgegnete Adrian ungerührt. »Und wenn Herr Weiß nicht

kooperiert, werden weitere folgen. Jetzt tu, was ich dir sage.«

Mit zitternden Händen strich Thomas eine verirrte Haarsträhne aus Sophias erstarrtem Gesicht. Dann hob er ihren leblosen Körper behutsam hoch. Das Blut tropfte in einem stetigen Rhythmus auf den Boden.

»Wohin soll ich sie bringen?«, fragte er mit erstickter Stimme.

»In die Küche«, antwortete Adrian. »Leg sie dort ab und komm zurück. Wir haben viel zu besprechen.«

Thomas trug Sophia zur Tür, ihre schlaffen Arme baumelten leblos herab. Bevor er den Raum verließ, drehte er sich noch einmal um, sein Blick traf den seines Großvaters.

»Es tut mir leid«, flüsterte er. »Das wollte ich nicht.«

Dann war er verschwunden, nur die Blutstropfen auf dem Boden zeugten von dem Grauen, das sich soeben ereignet hatte.

Adrian nahm auf dem Stuhl Platz, den Sophia zuvor eingenommen hatte, die Waffe lässig vor sich auf den Tisch legend.

»Nun, Herr Weiß«, sagte er, als wäre nichts geschehen. »Lassen Sie uns über Ihre Weltanschauung sprechen. Über Kapitalismus, Ausbeutung und die moralische Rechtfertigung von Reichtum.«

Dieter starrte auf den feuchten, roten Fleck auf dem Parkett, wo seine Enkelin verblutet war. Dann hob er langsam den Blick, begegnete Adrians Augen.

»Was immer Sie wollen«, sagte er tonlos. »Aber verschonen Sie den Rest meiner Familie.«

Ein zufriedenes Lächeln umspielte Adrians Lippen. »Das liegt ganz bei Ihnen, Herr Weiß. Ganz bei Ihnen.«

*Maria durch ein Dornwald ging,
Kyrie eleison.*

*Maria durch ein Dornwald ging,
der hat in sieben Jahrn kein Laub getragen.
Jesus und Maria.*

*Was trug Maria unter ihrem Herzen?
Kyrie eleison.*

*Ein kleines Kindlein ohne Schmerzen,
das trug Maria unter ihrem Herzen.
Jesus und Maria.*

*Da haben die Dornen Rosen getragen,
Kyrie eleison.
Als das Kindlein durch den Wald getragen,
da haben die Dornen Rosen getragen.
Jesus und Maria.*

Maria durch ein Dornwald ging

Blutsbande in Fesseln der Moral

3 Jahre vor Heiligabend

Der Spätfrühling hatte das Weiß-Anwesen in ein Meer aus zarten Pastelltönen getaucht. Magnolien und Kirschbäume standen in voller Blüte, und ihr süßer Duft vermischte sich mit dem Aroma frisch gemähten Grases. Die warmen Sonnenstrahlen fielen durch die hohen Fenster des Salons, wo sich die Familie zu Hannelores 70. Geburtstag versammelt hatte.

Im Salon herrschte geschäftiges Treiben. Kristallgläser klirrten, gedämpfte Gespräche vermischten sich mit gelegentlichem Lachen. Die erwachsenen Familienmitglieder hatten sich in kleine Gruppen aufgeteilt, und wie üblich bei solchen Anlässen dauerte es nicht lange, bis das Gespräch auf geschäftliche Angelegenheiten abschweifte. Dieter Weiß stand im Zentrum einer dieser Gruppen, seine Stimme durchdrang den Raum mit der Autorität eines Mannes, der es gewohnt war, gehört zu werden.

»Die Expansion nach Osteuropa ist keine Frage des Ob, sondern des Wann«, erklärte er, während Karsten Fischer und Michael Brandt zuhörten. Monika nippte gelangweilt an ihrem Champagner, während Julia versuchte, das Gespräch in eine sozialere Richtung zu lenken – ohne Erfolg.

Hannelore, die Jubilarin, saß in einem Sessel am Fenster, beobachtete die Szene mit einem nachsichtigen Lächeln und ließ ihren Blick immer wieder nach draußen schweifen, wo Thomas und Sophia langsam über die Terrasse in Richtung Garten schlenderten.

»Wie lange müssen wir noch bleiben, bevor es unhöflich wird zu verschwinden?« Thomas' Stimme klang gepresst, während er neben Sophia die Stufen zum Garten hinabstieg. Seine schlanken Finger nestelten an den Knöpfen seines maßgeschneiderten Hemdes, als ob ihm der Kragen plötzlich zu eng geworden wäre.

»Mindestens bis zum Kaffee«, antwortete Sophia mit einem verschmitzten Lächeln. »Aber ich denke, Großmutter hat unsere Flucht bereits bemerkt und insgeheim abgesehnet.«

Die kühle Frühlingsluft strich über ihre Gesichter, eine willkommene Erfrischung nach der stickigen Atmosphäre des Salons. Der weitläufige Garten breitete sich vor ihnen aus, ein perfekt arrangiertes Kunstwerk aus geometrischen Hecken, kunstvollen Blumenbeeten und jahrhundertealten Bäumen.

»Der Pavillon?«, fragte Thomas und deutete auf die weiße Struktur, die halb versteckt hinter einer Reihe von Lindenbäumen lag.

Sophia nickte. »Wie früher.«

Sie gingen schweigend nebeneinander her, ihre Schritte synchronisierten sich auf dem Kiesweg, das Knirschen der Steine unter ihren Schuhen ein vertrautes Geräusch aus Kindheitstagen. Der alte Gartenpavillon war ihr geheimer Zufluchtsort gewesen, ein Ort, an dem sie Verstecken gespielt, Geheimnisse geteilt und die erste Zigarette probiert hatten – weit weg von den wachsamen Augen der Erwachsenen.

Der Pavillon empfing sie mit dem Geruch von leicht feuchtem Holz und wildem Jasmin, der sich um die Säulen rankte. Thomas ließ sich auf die Bank fallen und lockerte seine Krawatte, während Sophia zum Fenster trat und den Blick über den Garten schweifen ließ.

»Ich habe das Gefühl, dass die Zeit hier stehen geblieben ist«,

sagte sie leise. »Alles ist genau wie damals.«

Thomas schnaubte. »Nicht alles. Großvater spricht jetzt von einer Expansion nach Rumänien und Bulgarien. Neue Märkte, neue »Effizienzpotenziale«, wie er es nennt.«

»Neue Menschen, die ausgebeutet werden können«, ergänzte Sophia und drehte sich zu ihm um. Die Nachmittagssonne fiel durch die Fenster des Pavillons und tauchte ihr aschblondes Haar in ein goldenes Licht.

Thomas beobachtete sie, wie sie dort stand, eine schlanke Silhouette vor dem hellen Fenster. »Du siehst anders aus«, sagte er plötzlich.

Sophia hob eine Augenbraue. »Inwiefern?«

»Ich weiß nicht ... entschlossener vielleicht.« Er zögerte. »Bei unserem letzten Treffen zu Weihnachten schienst du noch ... angepasster.«

Sie lächelte flüchtig und setzte sich neben ihn auf die Bank, nah genug, um die Wärme seines Körpers zu spüren, aber mit einem sorgfältig kalkulierten Abstand.

»Die Dinge ändern sich«, sagte sie. »Ich habe mein Informatikstudium fast abgeschlossen, und jetzt drängen mich meine Eltern in Richtung eines MBA. Der klassische Karriereweg, um irgendwann einen Posten in Großvaters Imperium zu übernehmen.« Sie sprach das letzte Wort mit unverkennbarer Ironie aus.

»Und das willst du nicht?«

»Was ich will ...« Sie stützte die Ellbogen auf ihre Knie und blickte auf den Boden. »Was ich wirklich will, ist, meine Fähigkeiten in Cybersicherheit zu vertiefen. Es gibt da dieses Institut für Kybernetik und Systemtheorie in Berlin. Sie machen faszinierende Arbeit über digitale Freiheit, Überwachung, die ethischen Implikationen von Algorithmen. Rückkopplungsschleifen, Störgrößenmodelle – die Frage, wie viel Kontrolle man wirklich über ein System hat, wenn die Menschen darin zu Variablen werden.«

Thomas' Augen leuchteten auf. »Das klingt perfekt für dich.«

»Ja, aber nicht perfekt für die Familientradition. Mein Vater hat

bereits angedeutet, dass solche ›abstrakten Forschungsfelder‹ keinen ›realen Mehrwert‹ schaffen.« Sie ahmte Karstens kühle, präzise Sprechweise perfekt nach.

Thomas lachte leise, dann wurde sein Gesicht ernst. »Weißt du, manchmal frage ich mich, ob sie überhaupt verstehen, was sie anrichten. Großvater spricht von Marktlogik und Effizienz, als wären das Naturgesetze und nicht menschengemachte Konstrukte.«

»Er glaubt daran«, sagte Sophia nachdenklich. »Das ist das Erschreckende – er glaubt wirklich, dass sein Weg der einzig richtige ist.«

»Und das gibt ihm das Recht, Menschen wie Schachfiguren zu behandeln?« Thomas' Stimme wurde lauter, bevor er sich wieder fasste. »Entschuldige. Es ist nur ... ich bin gerade dabei, meine Masterarbeit über alternative Wirtschaftsmodelle zu schreiben, und je mehr ich mich damit beschäftige, desto deutlicher wird mir, wie destruktiv das System ist, das unsere Familie repräsentiert.«

Sophia betrachtete ihn von der Seite, die scharfen Linien seines Profils, die Leidenschaft in seinen Augen. »Weißt du eigentlich, wie seltsam es ist? Der Erbe des Weiß-Imperiums, der den Kapitalismus kritisiert.«

»Nicht seltsamer als die Lieblingsenkelin, die sich für digitale Freiheit interessiert, während ihr Großvater Software entwickeln lässt, die genau diese Freiheit einschränkt.«

Sie schwiegen einen Moment, verbunden durch das gemeinsame Gefühl der Abtrünnigkeit.

»Hast du schon mit deinen Eltern darüber gesprochen?«, fragte Sophia schließlich.

Thomas schnaubte. »Mit meinem Vater? Der ist so tief im System verstrickt, dass er nicht einmal mehr erkennt, wie sehr er sich selbst verloren hat. Und Mutter ...« Seine Stimme wurde sanfter. »Sie versteht es vielleicht, aber sie hat ihren eigenen Kampf längst aufgegeben.«

»Zumindest hat sie versucht, einen anderen Weg zu gehen, mit ihrer Kunsttherapie.«

»Ja, bis Großvater sie zurück in den Schoß der Familie geholt hat. Jetzt ist sie stolze Vorsitzende der Weiß-Stiftung für Kunst und Kultur – ein hübsches Feigenblatt für das Familienimperium.«

Sophia seufzte und lehnte sich zurück, ihre Schulter berührte leicht die seine. »Manchmal denke ich, wir haben keine Chance, diesem goldenen Käfig zu entkommen.«

»Doch, die haben wir«, sagte Thomas mit plötzlicher Intensität und drehte sich zu ihr. »Wir müssen nur mutig genug sein, unseren eigenen Weg zu gehen, auch wenn es bedeutet, mit den Erwartungen zu brechen.«

Die Sonne begann langsam unterzugehen, und das warme, kupferne Licht der Abenddämmerung flutete den Pavillon. In diesem Moment saßen sie dort, umgeben von den Schatten ihrer Kindheit und dem Glanz der untergehenden Sonne.

Sophias Augen trafen seine, diese ungewöhnlich intensiven blauen Augen. Etwas flackerte zwischen ihnen auf, eine Verbindung, die über die vertraute Nähe von Cousins hinausging.

»Thomas«, flüsterte sie, ein Hauch von Unsicherheit in ihrer sonst so kontrollierten Stimme.

Er antwortete nicht mit Worten. Stattdessen beugte er sich langsam vor, zögernd, als würde er ihr Zeit geben, zurückzuweichen. Doch sie blieb, wo sie war, gefangen in diesem Moment der Schwerelosigkeit, bevor sein Mund sanft ihre Lippen berührte.

Der Kuss war zärtlich, fast ehrfürchtig, und dauerte nur einen Augenblick. Als sie sich voneinander lösten, lag in beiden Gesichtern dieselbe Mischung aus Verwirrung und Sehnsucht.

»Das sollten wir nicht ...«, begann Sophia, aber ihre Hand verriet sie, als sie sich hob, um sanft seine Wange zu berühren.

»Ich weiß«, antwortete Thomas, seine Stimme rau von unterdrückten Emotionen.

Und doch kamen sie wieder zusammen, diesmal weniger zögernd, ein Kuss, der all die unausgesprochenen Worte, die geteilten Gedanken, die gemeinsame Rebellion gegen die Welt ihrer Eltern zum Ausdruck brachte.

Als sie sich schließlich trennten, lehnte Sophia ihre Stirn gegen seine. »Was machen wir hier?«, flüsterte sie.

»Ich weiß es nicht«, gestand Thomas. »Ich weiß nur, dass niemand mich so versteht wie du.«

Die folgenden Monate verwandelten sich in ein geheimes Parallellenben. Berlin, wo Thomas seine Masterarbeit schrieb; München, wo Sophia ihr Studium abschloss; vertraute Orte wurden zu Inseln der Intimität, fern vom wachsamen Blick der Familie.

In Sophias Wohnung in München diskutierten sie bis tief in die Nacht über Politik, Philosophie und persönliche Freiheit. In Thomas' Apartment in Berlin sprachen sie über ihre Träume, während der Regen gegen die Fensterscheiben trommelte.

Doch mit jedem Familientreffen, bei dem sie so tun mussten, als seien sie nur entfernte Verwandte, mit jeder Lüge über ihre Wochenendpläne, wuchs das Bewusstsein für die Unmöglichkeit ihrer Situation.

An einem regnerischen Herbstabend, sechs Monate nach dem ersten Kuss, lagen sie in Sophias Wohnung nebeneinander auf dem Bett, erschöpft von leidenschaftlicher Nähe und dennoch rastlos.

»Wir können so nicht weitermachen«, sagte Thomas schließlich, seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern im dunklen Raum.

Sophia antwortete nicht sofort. Ihre Finger zeichneten abwesende Muster auf seiner Brust. »Ich weiß«, sagte sie schließlich. »Es zerreißt uns.«

»Nicht nur uns. Wenn die Familie davon erfährt ...«

»Würde es einen Skandal geben.« Sophia setzte sich auf und zog das Laken um ihren nackten Körper. »Aber darum geht es nicht, oder? Es geht darum, dass wir selbst nicht wissen, ob das hier ... richtig ist.«

Thomas seufzte schwer und fuhr sich mit den Händen durchs Haar. »Ich weiß nur, dass das, was ich für dich empfinde, sich richtig anfühlt. Aber die Umstände ...«

»Die Umstände sind kompliziert.« Sie lächelte traurig. »Wir sind kompliziert.«

Eine lange Stille breitete sich zwischen ihnen aus, erfüllt vom Rauschen des Regens und dem fernen Heulen einer Sirene.

»Vielleicht brauchen wir etwas Abstand«, sagte Sophia schließlich. »Zeit, um herauszufinden, wer wir sind – jeder für sich.«

Thomas spürte einen Stich in der Brust, aber er wusste, dass sie recht hatte. »Wie lange?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht ist das genau der Punkt – es nicht zu wissen, nicht zu planen, sondern einfach ... zu leben.«

Er nickte langsam und setzte sich auf, um ihre Hand zu nehmen. »Ich bin dabei, mich stärker zu engagieren – politisch, meine ich. Es gibt da eine Gruppe an der Uni, die sich mit alternativen Wirtschaftsmodellen beschäftigt, mit direkter Demokratie, mit ...«

»Mit dem Umsturz des Systems, das dein Großvater repräsentiert?« Sie lächelte, diesmal mit einem Hauch von Humor.

»So in etwa.« Er erwiderte ihr Lächeln, dankbar für die kurze Aufhellung in diesem schweren Moment.

Sophia strich ihm eine Haarsträhne aus der Stirn, eine zärtliche Geste, die mehr ausdrückte als Worte. »Finde deinen Weg«, sagte sie leise. »Und dann komm zu mir zurück.«

Thomas zog sie an sich, umarmte sie fest, als könnte er den Moment für immer festhalten. Der Geruch ihres Haares, die Wärme ihres Körpers, das sanfte Heben und Senken ihrer Brust – all das prägte sich in sein Gedächtnis ein und diente ihm als Anker für die ungewisse Zeit, die vor ihnen lag.

Als er sich schließlich löste, sah er Tränen in ihren Augen schimmern, ein seltener Anblick bei jemandem, der seine Emotionen so sorgfältig kontrollierte wie Sophia.

»Das ist kein Ende«, sagte er mit einer Überzeugung, die er nicht ganz empfand.

»Nur ein Innehalten«, stimmte sie zu, ihre Stimme kaum hörbar.

Der Abschied war ein letzter, langer Kuss, ein Versprechen ohne Worte. Als Thomas schließlich die Tür hinter sich schloss, begleitet

vom Klang des unaufhörlichen Regens, wusste keiner von ihnen, ob ihre Wege je wieder zusammenführen würden – oder welche Wendungen das Schicksal für sie bereithielt.

Die Dreifaltigkeit des Widerstands

2 Jahre vor Heiligabend

Die Abendsonne warf lange Schatten durch die staubigen Fenster von Adrians Wohnung in Friedrichshain. Draußen verwandelte der Frühherbst die Straßen Berlins in ein goldenes Mosaik aus Licht und fallenden Blättern. Drinnen herrschte eine andere Art von Wärme.

Thomas saß auf dem abgenutzten Sofa, ein Buch über kritische Wirtschaftstheorie aufgeschlagen auf seinem Schoß, seine Beine entspannt über Adrians ausgestreckt, der am anderen Ende des Sofas mit seinem Laptop arbeitete. Eine vertraute Szene, die sich in den Monaten seit ihrem Zusammentreffen bei der Klimademonstration dutzende Male wiederholt hatte. Und doch war heute etwas anders – eine unausgesprochene Erwartung lag in der Luft, greifbar wie das Sonnenlicht, das durch die Fenster strömte.

»Du bist unkonzentriert«, bemerkte Adrian, ohne von seinem Bildschirm aufzusehen. Seine Finger bewegten sich weiterhin geschickt über die Tastatur, während Codezeilen über den Bildschirm flossen. »Seit einer Stunde starrst du auf dieselbe Seite.«

Thomas schloss das Buch und legte es beiseite. »Ich denke nach.«

»Worüber?« Adrian schloss den Laptop, schob ihn auf den Couchtisch und widmete Thomas nun seine volle Aufmerksamkeit. Seine dunkelgrünen Augen, so durchdringend wie bei ihrer ersten Begegnung, ruhten forschend auf Thomas' Gesicht.

»Über uns. Über die letzten Monate.« Thomas setzte sich aufrechter hin, zog seine Beine von Adrians Schoß. »Über etwas, das ich dir sagen muss.«

Adrian wurde still. »Hört sich ernst an.«

»Ist es auch.« Thomas holte tief Luft, suchte nach den richtigen Worten. »Adrian, ich liebe dich.«

Die Anspannung wich aus Adrians Zügen, machte einem sanften Lächeln Platz. »Das weiß ich. Ich liebe dich auch. Aber das ist nicht alles, was du sagen wolltest, oder?«

Thomas schüttelte den Kopf. Adrian kannte ihn inzwischen zu gut – konnte die feinen Nuancen seiner Stimmungen lesen, die subtilen Anzeichen von Unruhe. »Es gibt da jemanden in meinem Leben. Jemanden, der mir sehr wichtig ist. War. Ist.« Er verhaspelte sich, unsicher über die Zeitform.

Adrian wartete geduldig, ohne Thomas zu drängen.

»Meine Cousine Sophia«, sagte Thomas schließlich. »Zwischen uns war ... ist ... etwas Besonderes.«

»Etwas Romantisches«, ergänzte Adrian. Es war keine Frage.

Thomas nickte. »Es begann vor etwa anderthalb Jahren. Bei einem Familientreffen. Wir waren schon immer eng, aber an diesem Tag ... veränderte sich etwas.« Seine Augen wurden weicher bei der Erinnerung. »Wir verstanden uns auf eine Weise, wie mich sonst niemand versteht. Bis ich dich traf.«

Er erwartete Eifersucht, Verwirrung oder zumindest Überraschung. Stattdessen nickte Adrian nachdenklich, als würde ein Puzzleteil an seinen Platz fallen. »Die Cousine, von der du immer sprichst. Die Lieblingsenkelin des großen Dieter Weiß.«

»Ja. Es war ... kompliziert. Wir hielten es geheim, natürlich. Vor etwa einem Jahr beschlossen wir, Abstand zu nehmen. Die Situation war zu belastend.« Thomas suchte in Adrians Gesicht nach Anzeichen von Ablehnung. Fand keine. »Als ich dich kennenlernte, hatte ich gerade begonnen, damit klarzukommen. Und dann warst du da, und alles veränderte sich wieder.«

Adrian lehnte sich zurück, verschränkte die Arme hinter dem Kopf in einer entspannten Pose, die im Kontrast zur Intensität des Gesprächs stand. »Liebst du sie noch?«

Eine direkte Frage, typisch für Adrian. Thomas zögerte nicht. »Ja. Anders als dich, aber ja.«

Zu seiner Überraschung lächelte Adrian. »Die Vorstellung, dass Liebe ein knappes Gut ist, das man rationieren muss, ist ein kapitalistisches Konstrukt, Thomas. Als ob wir nur einen begrenzten Vorrat hätten, den wir sorgsam aufteilen müssten.«

Thomas spürte, wie sich die Anspannung in seiner Brust löste. »Du bist nicht ... verärgert?«

Adrian setzte sich auf, griff nach Thomas' Hand. Seine Berührung war warm, sicher. »Ich habe eine ziemlich nüchterne Sicht auf konventionelle Beziehungsnormen.« Er drückte Thomas' Hand.

Thomas schüttelte ungläubig den Kopf. »Du überraschst mich immer wieder.«

»Gut.« Adrian lächelte, ein seltenes, offenes Lächeln, das sein ganzes Gesicht erhellte. »Langweilig werden sollten wir nie.«

Thomas beugte sich vor, küsste ihn sanft. »Da ist noch etwas«, sagte er, als sie sich voneinander lösten. »Ich glaube, Sophia könnte für uns wertvoll sein. Nicht nur persönlich, sondern auch für unsere ... Sache.«

Adrians Augenbrauen hoben sich. In den vergangenen Monaten hatte sich Thomas immer tiefer in Adrians politischen Aktivismus verstrickt. Was als intellektuelle Diskussionen begonnen hatte, war zu konkreten Plänen gereift – noch unscharf, aber mit wachsender Substanz. Die Idee einer direkten Konfrontation mit dem Symbol des Kapitalismus, das Dieters Weiß-Holding repräsentierte.

»Inwiefern?«, fragte Adrian.

»Sie ist brilliant. Technisch begabter, als ich es je sein werde. Ihre Expertise in Cybersicherheit ... sie könnte uns Zugang zu Informationen verschaffen, die wir brauchen.«

Adrian stand auf, ging zum Fenster. Die Sonne verschwand gerade hinter den Dächern von Friedrichshain, tauchte sein Profil in goldenes Licht. »Du willst deine Cousine in etwas hineinziehen, das potenziell gefährlich werden könnte. Die Enkelin von Dieter Weiß.« Seine Stimme war neutral, aber Thomas kannte ihn inzwischen gut genug, um die Bedenken herauszuhören.

»Sie hat ihre eigenen Gründe.« Thomas trat neben ihn, legte eine

Hand auf seinen Arm. »Sophia und ich leben aus genau den Klassenverhältnissen, die wir kritisieren – das ist keine moralische Position, das ist materielle Lage. Das macht sie nicht weicher, es macht sie präziser. Du würdest sie mögen, Adrian. Ihr seid euch in vielerlei Hinsicht ähnlich.«

Adrian drehte sich zu ihm, sein Gesicht nun wieder völlig ruhig. »Ist das so?«

»Ihr seid beide brillante Analytiker. Beide tief misstrauisch gegenüber Autoritäten. Beide bereit, für eure Überzeugungen Risiken einzugehen.«

»Und du bist sicher, dass sie vertrauenswürdig ist? Dass sie nicht einfach zu ihrem Großvater läuft, wenn sie erfährt, was wir planen?«

»Absolut sicher.«

Adrian nickte langsam. »Aus strategischen Gründen ergibt es Sinn. Aber nur, wenn sie vollständig an Bord ist.«

Thomas lächelte, erleichtert. »Ich werde ein Treffen arrangieren. Neutral für beide Seiten. Vielleicht in Leipzig?«

Das Café in Leipzig war sorgfältig gewählt – ein kleines, unscheinbares Etablissement im alternativen Stadtteil Connewitz, weitab von den üblichen Touristenströmen. Thomas saß bereits an einem Tisch in der hinteren Ecke, als Sophia eintrat.

Ihr kurzes, aschblondes Haar war seit ihrem letzten Treffen noch kürzer geschnitten, gab ihrem schmalen Gesicht eine strengere Kontur. Sie trug eine schlichte schwarze Jacke über einem grauen Rollkragenpullover – praktisch, unauffällig, fast wie eine Uniform. Ihre Augen, das intensive Blau der Weiß-Familie, suchten den Raum ab, bis sie Thomas entdeckten.

Thomas erhob sich, und zwischen ihnen entstand jene unsichtbare Barriere, die dort stand, wo einst selbstverständliche Intimität geherrscht hatte. Ihre Umarmung war flüchtig, vorsichtig – ein Schatten der Leidenschaft, die sie einmal geteilt hatten.

»Du siehst gut aus«, sagte er, als sie sich setzte.

»Du auch.« Sie lächelte flüchtig. »Berlin scheint dir zu bekom-

men.«

Ein unbehagliches Schweigen folgte, das durch Adrians Eintreffen unterbrochen wurde. Thomas beobachtete, wie Sophias Blick sofort zu ihm wanderte, ihn einschätzte, analysierte – ihre übliche Reaktion auf neue Personen. Adrian bewegte sich mit seiner typischen Kontrolle durch den Raum, seine Aufmerksamkeit vollständig auf sie gerichtet.

»Sophia, das ist Adrian«, stellte Thomas vor, als Adrian am Tisch ankam. »Adrian, meine Cousine Sophia.«

Sie reichten sich die Hände, ihre Blicke maßen einander. Thomas spürte die Spannung zwischen ihnen.

»Thomas hat viel von dir erzählt«, sagte Adrian, während er sich setzte. Seine Stimme war neutral, höflich.

»Interessant.« Sophias Tonfall verriet nichts. »Von dir hat er mir erst vor Kurzem erzählt.«

Thomas räusperte sich, plötzlich unsicher angesichts der knisternden Atmosphäre. »Ich dachte, es wäre gut, wenn ihr euch kennenlernt. Ihr habt beide ... gemeinsame Interessen.«

»Tatsächlich?« Sophia nahm einen Schluck von ihrem Kaffee, ihre Augen nie von Adrian weichend. »Wie, der BND und ich? Wohl kaum.«

Adrian hob eine Augenbraue. »Thomas war gründlich.«

»Ich mag es, informiert zu sein.« Ihre Stimme war kühl, aber Thomas kannte sie gut genug, um die Nuancen zu hören – die leichte Anspannung, die unterschwellige Eifersucht.

»Sophia ist Forschungsassistentin am Institut für Kybernetik und Systemtheorie«, erklärte Thomas schnell. »Sie arbeitet an Projekten zur digitalen Freiheit und Überwachung.«

Adrian lehnte sich vor, nun deutlich interessierter. »Das klingt nach einer Arbeit, die im direkten Widerspruch zur Geschäftsstrategie deines Großvaters steht.«

Ein kurzes, scharfes Lächeln huschte über Sophias Gesicht. »Ironie des Schicksals, nicht wahr? Die Enkelin des Mannes, dessen Unternehmen Überwachungssoftware an autoritäre Regime verkauft,

forscht zu digitaler Freiheit.«

»DigiSec«, sagte Adrian. »Die Tochtergesellschaft der Weiß-Holding, die auf Cybersicherheit spezialisiert ist. Oder sollte ich sagen, auf digitale Überwachung?«

Thomas beobachtete, wie Sophias Augen sich leicht weiteten – überrascht, dass Adrian so gut informiert war.

»Du kennst dich aus«, stellte sie fest.

»Teil meines Jobs ist es, über solche Dinge Bescheid zu wissen.« Adrians Stimme wurde eindringlicher. »DigiSec liefert Überwachungssoftware, die von Regierungen weltweit eingesetzt wird. Nicht nur zur Terrorbekämpfung, wie die offizielle Werbung behauptet.«

Sophia nickte langsam. »Ich weiß. Deshalb habe ich mich auf diesen Forschungsbereich spezialisiert. Um zu verstehen, wie diese Systeme funktionieren. Um Gegenmittel zu entwickeln.«

»Von innen heraus?«, fragte Adrian. »Wie Thomas in der Wirtschaftswelt?«

»In gewisser Weise.« Sie wandte sich an Thomas. »Was genau erhoffst du dir von diesem Treffen?«

Thomas wechselte einen Blick mit Adrian, dann sagte er leise: »Wir planen etwas, Sophia. Etwas, wofür wir deine Fähigkeiten gebrauchen könnten.«

»Und dieses ›Etwas‹ hat mit meinem Großvater zu tun?« Ihre Stimme war plötzlich angespannt.

»Mit dem, was er repräsentiert«, korrigierte Adrian. »Mit dem System, das er verkörpert.«

Ein langes Schweigen folgte. Sophia blickte zwischen den beiden Männern hin und her, ihr Gesicht unlesbar. Schließlich sagte sie: »Erklärt es mir.«

Die folgenden Stunden waren gefüllt mit intensiven Diskussionen. Adrian skizzierte seine Erfahrungen im Staatsdienst, seine wachsende Desillusionierung, seine Überzeugung, dass konventioneller Aktivismus nicht ausreichte. Thomas erläuterte seine wirtschafts-

theoretische Analyse des Systems, das die Weiß-Holding repräsentierte. Sophia hörte zu, stellte gelegentlich scharfsinnige Fragen, aber hielt ihre eigene Position zurück.

Als das Café schloss, war die anfängliche Kühle zwischen Sophia und Adrian einer zögernden, aber wachsenden gegenseitigen Anerkennung gewichen.

»Wir sollten das fortsetzen«, sagte Sophia schließlich, als sie vor dem Café standen. Die Nachtluft war kühl, der Himmel über Leipzig klar und sternenübersät. »Eure Ideen sind ... interessant. Aber ich brauche Zeit, darüber nachzudenken.«

»Natürlich«, sagte Thomas, erleichtert über den positiven Ausgang. »Kein Druck.«

Adrian nickte ihr zu, ein respektvoller Abschied zwischen potenziellen Verbündeten. »Ich freue mich auf unser nächstes Gespräch.«

In den folgenden Wochen trafen sie sich regelmäßig, jedes Mal an einem anderen Ort – Berlin, München, einmal sogar in Hamburg. Mit jedem Treffen veränderte sich die Dynamik zwischen ihnen.

Bei ihrem vierten Zusammentreffen, in einer kleinen Pension im Schwarzwald, zeigte Sophia ihnen erstmals ihre technischen Fähigkeiten. Auf ihrem Laptop demonstrierte sie, wie leicht sie auf vermeintlich sichere Systeme zugreifen konnte.

»Das ist die Software, die DigiSec an die Polizei verkauft«, erklärte sie, während Codezeilen über ihren Bildschirm flossen. »Und das hier ist die Hintertür, die ich gefunden habe.«

Adrian beobachtete sie mit unverhohlenem Respekt. »Beeindruckend. Dein Großvater wäre entsetzt.«

Ein seltenes, breites Lächeln erhellte Sophias Gesicht. »Das ist Teil des Vergnügens.«

Thomas beobachtete die wachsende Vertrautheit zwischen den beiden mit einer Mischung aus Freude und leiser Verunsicherung. Sie teilten eine technische Präzision, eine analytische Herangehensweise, die er bewunderte, aber nicht völlig teilte.

Beim sechsten Treffen, in einem kleinen Hotel in Dresden, musste Thomas unerwartet später anreisen. Ein Anruf von seiner Mutter, die darauf bestand, ihn in Berlin zu treffen, verzögerte seine Abreise um mehrere Stunden.

Als er schließlich das Zimmer betrat, war es nicht das, was er sah, das ihn innehalten ließ – sondern das, was nicht geschehen war. Sophia und Adrian saßen auf dem Bett, Unterlagen zwischen sich ausgebreitet wie eine vereinbarte Distanz, mit einer Vorsicht, die mehr verriet als jede Berührung. Sophias Hand lag flach auf dem Laken, eine Handbreit von Adrians entfernt. Sie hatten gewartet.

Thomas stellte seine Tasche ab und blieb in der Tür stehen.

»Ich habe euch zueinander gebracht«, sagte er. »Was zwischen euch entsteht, gehört in meine Verantwortung. Nicht in meine Erlaubnis.«

Sophia hob den Kopf. Ihr Blick war fest, aber neu – derselbe, mit dem sie an einem Algorithmus arbeitete, dessen Ausgang sie noch nicht kannte. »Wir wussten nicht, ob wir das dürfen.«

»Doch«, sagte Thomas.

Adrian schwieg. Was Thomas an ihm erkannte, war eine seltene Form von Stille – die eines Mannes, der gewohnt war, jede Situation zuerst zu lesen und dann zu betreten, und der jetzt zum ersten Mal in einer war, die er nicht ausgelesen hatte.

Thomas trat näher und setzte sich neben Sophia auf die Bettkante. Mit den Fingern fand er durch den dünnen Stoff ihres Pullovers die Narbe an ihrer Schulter – die kleine, harte Linie aus dem Sommer, in dem sie elf gewesen war. Eine Geste, älter als alles in diesem Raum.

»Korčula«, sagte er zu Adrian. »Sie war elf, ist heimlich auf die Stadtmauer geklettert, weil sie wissen wollte, ob das Meer hinter der Stadt anders aussieht als davor. Hat festgestellt: nein.« Er sah Sophia kurz an, dann wieder Adrian. »Ich sage dir das nicht, damit du sie kennst. Sondern damit du weißt, dass ich, wenn ich nicht im Raum bin, trotzdem da bin.«

Sophia sah ihn an, leicht überrascht. Nicht das Detail. Dass er es

jetzt aussprach.

Adrian schwieg noch immer. Dann nahm er Thomas' Hand und legte sie auf Sophias. Seine eigene legte sich darüber, ohne Gewicht.

Sophia drehte ihre Hand unter den beiden anderen, bis alle drei aufeinanderlagen. Ihre Finger waren kalt; Thomas spürte es durch die Haut der anderen hindurch.

Es war Sophia, die den ersten Schritt machte. Mit einer Entschlossenheit, die ihre übliche kontrollierte Art durchbrach, legte sie eine Hand an Thomas' Wange und zog ihn zu sich. Ihre Lippen trafen sich in einem Kuss, der sowohl vertraut als auch neu war – vertraut in seiner Intimität, neu in seiner Offenheit, dem Wissen, dass Adrian Zeuge war, teilnahm.

Thomas spürte Adrians Hand in seinem Nacken, eine sanfte, aber bestimmte Berührung. Als er und Sophia sich voneinander lösten, drehte er sich zu Adrian, fand dessen Lippen in einem anderen Kuss – härter, fordernder. Sophias Finger glitten durch sein Haar, während Adrian ihn küsste, eine dreifache Verbindung, die alle Grenzen aufhob.

Mit einer fließenden Bewegung erhob sich Adrian und zog Thomas mit sich, während Sophia die Unterlagen vom Bett fegte, ein uncharakteristisch impulsiver Akt. Thomas beobachtete, wie Adrian sich zu ihr beugte, sie küsste – zum ersten Mal, erkannte er mit plötzlicher Klarheit. Der Anblick ihrer Silhouetten im Halbdunkel des Hotelzimmers sandte eine Welle von Hitze durch seinen Körper.

Adrians Hände bewegten sich mit ruhiger Sicherheit zu den Knöpfen von Thomas' Hemd, öffneten sie einen nach dem anderen, während Sophias Finger bereits mit dem Gürtel seiner Hose beschäftigt waren. Thomas ließ sie gewähren, ergab sich ihren Berührungen.

Als seine Kleider gefallen waren, wandte er sich Sophia zu. Mit einer Zärtlichkeit, die aus ihrer gemeinsamen Geschichte erwuchs, half er ihr aus ihrem Pullover, enthüllte ihre blasse Haut, die im schwachen Licht der Nachttischlampe schimmerte. Die Narbe an ihrer Schulter küsste er kurz – vertraut, älter als der Raum. Adrian

trat heran, fand die Narbe das erste Mal, langsam, weil Thomas ihm den Weg dorthin gezeigt hatte. Adrians Atem an Sophias Schulter, Sophias Hände an Thomas' Hüfte – er war zwischen ihnen.

Sie bewegten sich, ohne Worte. Adrians Körper, sehnig und stark, presste sich gegen Thomas' Rücken, während er Sophia vor sich in die Arme zog. Ihre Lippen trafen sich über seine Schulter hinweg, ein Bild von solcher Schönheit, dass Thomas einen Moment lang den Atem anhielt.

Zusammen sanken sie auf das Bett. Thomas verlor sich in der Dynamik ihrer Körper, im Wechselspiel von Geben und Nehmen.

Sophia lag auf dem Rücken, ihr kurzes Haar ein dunkler Heiligenschein auf dem weißen Laken, als Thomas sich über sie beugte. Ihr Blick, klar und durchdringend, hielt seinen fest, während er in sie glitt – eine Vereinigung, die durch Adrians Präsenz hinter ihm, dessen Hände auf seinen Hüften, eine neue Dimension erhielt. Die Empfindung war überwältigend – Sophias Enge um ihn, Adrians Festigkeit hinter ihm.

Als Adrian in ihn eindrang, schloss Thomas die Augen, überwältigt von der Intensität der Empfindung. Sophias Finger gruben sich in seine Schultern, ihre Augen weit und dunkel vor Erregung, während sie Adrian über Thomas' Schulter hinweg beobachtete.

Ihr Rhythmus beschleunigte sich, wurde dringlicher. Thomas spürte, wie Sophia unter ihm erzitterte, hörte Adrians gedämpftes Stöhnen an seinem Ohr. Die Welt außerhalb ihrer Vereinigung verblasste, löste sich auf in reiner Empfindung. Als der Höhepunkt sie erfasste, war es ein gemeinsamer – drei Atemzüge in einem.

Sie sanken zusammen, erschöpft und erfüllt. Thomas lag in der Mitte, Sophia an seine rechte Seite geschmiegt, Adrian zu seiner Linken. In der Stille, die folgte, hörte er nur ihren Atem, spürte die Wärme ihrer Körper, die ihn von beiden Seiten umgab.

Später in dieser Nacht, als sie zu dritt in dem schmalen Hotelbett lagen, ihre Körper ineinander verschlungen in der Erschöpfung nach geteilter Intimität, lag lange Zeit nur das leise Atmen im Raum.

Thomas fühlte Sophias stumme Nähe in der Art, wie sie sich enger an ihn schmiegte, ihre Hand in Adrians Haar vergraben.

Adrian erhob sich auf einen Ellbogen, blickte ernst auf die beiden hinab. »Was auch immer geschieht, wir stehen zusammen. Bis zum Ende.«

Thomas und Sophia richteten sich ebenfalls auf. Im schwachen Mondlicht, das durch die Vorhänge fiel, besiegelten sie ihren Schwur mit einem dreifachen Kuss.

Eine lange Stille folgte. Dann sagte Thomas, ohne den Blick zu heben: »Ich war sechzehn, als mein Großvater bei einem Sonntagsbraten zu meinem Vater sagte, Ethik sei ein Luxus, den sich nur jene leisten könnten, die nicht für Tausende verantwortlich seien. Mein Vater hat danach den Mund gehalten. Lange. Ich nicht – aber ich hatte keinen Adressaten.«

Adrian und Sophia sahen ihn an. Niemand sprach.

»Heute habe ich euch«, sagte Thomas.

Das Evangelium des Marktes

I. Die Übernahme (1973)

Der Regen prasselte unerbittlich gegen die Fensterscheiben des kleinen Büros. Dieter Weiß, damals 23 Jahre alt, stand mit gesenktem Kopf vor dem Schreibtisch seines Vaters. Die schwarze Trauerkleidung hing noch schwer an seinem schlanken Körper.

»Es tut mir so leid, Herr Weiß«, sagte der Steuerberater, ein älterer Mann mit randloser Brille. »Ihr Vater war ein guter Mann, aber ...« Er schob einige Papiere über den Tisch. »Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Der Laden wirft kaum genug ab, um die laufenden Kosten zu decken. Die Kredite drücken. Und die neue Supermarktkette am Stadtrand nimmt Ihnen die Kunden weg.«

Dieter griff nach den Unterlagen, scannte die Zahlen mit schnellem Blick. Er hatte Betriebswirtschaft studiert, wusste, was er sah.

»Wie lange noch bis zur Insolvenz?«

»Sechs Monate, vielleicht acht, wenn Sie sehr sparsam wirtschaften.«

Seine Mutter, die still neben ihm saß, begann leise zu weinen. »Dein Vater hat sein Leben in diesen Laden gesteckt, Dieter. 30 Jahre ...«

Dieter legte seine Hand auf ihre Schulter, drückte sie sanft. »Ich weiß, Mama.« Dann wandte er sich wieder dem Berater zu. »Das Sortiment ist zu breit und zu teuer eingekauft. Die Personalkosten zu hoch. Und wir haben zu wenig Kundenlauf.«

Der Steuerberater nickte überrascht. »Genau. Wenn Sie mich fragen, sollten Sie verkaufen, solange noch etwas Wert da ist.«

Dieter schüttelte den Kopf. »Nein. Wir verkaufen nicht.«

»Aber Herr Weiß, seien Sie vernünftig –«

»Ich bin vernünftig.« Er zog ein Notizbuch aus seiner Innentasche, schlug es auf. »Ich habe einen Plan. Unser Laden ist zu klein für das breite Sortiment. Wir können mit den Großen nicht über Vielfalt konkurrieren – also tun wir es über den Preis.«

Die nächsten 30 Minuten erläuterte er dem skeptischen Berater seine Strategie: Sortiment auf schnelldrehende Artikel reduzieren. Direkteinkauf beim Hersteller. Personal minimieren. Mehr Eigenwerbung.

Seine Mutter sah ihn schockiert an. »Aber Dieter, das ist nicht, was dein Vater wollte. Er kannte alle Kunden beim Namen. Er hat den Alten die Einkäufe nach Hause getragen. Die Qualität war ihm wichtiger als der Preis.«

»Und er hat uns einen bankrotten Laden hinterlassen, Mama.« Seine Stimme war sanft, aber bestimmt. »Versteh mich nicht falsch – ich bewundere Vater. Aber von Anständigkeit allein wird der Laden nicht voll.«

Der Steuerberater schaute zwischen Mutter und Sohn hin und her. »Herr Weiß, selbst wenn dieser Plan funktioniert – und das ist ein großes Wenn – werden Sie keinen leichten Stand haben. Der Wettbewerb ist hart.«

»Deshalb werde ich härter sein.« Dieters blaue Augen blickten entschlossen. »Ich werde dieses Unternehmen nicht nur retten. Ich werde es zum Marktführer machen. Für meinen Vater. Für meine Mutter. Und für mich selbst.«

Zwei Monate später. Eine junge Frau mit offenem Lächeln und geschickten Händen half bei der Neugestaltung des Ladens. Hannelore Schuster, die neue kaufmännische Angestellte, zeigte mehr Verständnis für Dieters Vision als jeder andere.

»Das Nachbargeschäft hat heute geschlossen«, bemerkte sie, während sie Preisschilder austauschte. »Herr Kaufmann konnte die niedrigen Preise von ›Weiß & Sohn‹ nicht mitgehen.«

Dieter nickte, ein Anflug von Bedauern in seinem Gesicht. »Er wollte nicht auf mein Angebot eingehen. Ich hätte ihn eingestellt, sein Wissen genutzt.«

»Die Leute reden. Sie sagen, du bist rücksichtslos.«

»Die Leute verstehen nicht, was auf dem Spiel steht.« Er sah sie direkt an. »Denkst du auch, dass ich rücksichtslos bin?«

Hannelore hielt seinem Blick stand. »Ich denke, du tust, was notwendig ist, um zu überleben. Aber vergiss nicht, dass hinter jedem Geschäft Menschen stehen.«

»Das vergesse ich nie.« Er trat näher, seine Stimme leiser. »Aber wenn ich schwach werde, wenn ich nachgebe, dann verliere ich alles. Dann stehen zwölf Menschen auf der Straße, nicht nur einer.«

Sie nickte langsam. »Ich verstehe dich, Dieter. Ich sehe, was du aufbauen willst.«

In diesem Moment, als sie ihn verstand – vielleicht der einzige Mensch, der es wirklich tat – wusste Dieter, dass er diese Frau heiraten würde.

II. Die Expansion (1979)

»Wir übernehmen die Schröder-Kette«, verkündete Dieter im Wohnzimmer ihres neuen Hauses. Es war ein bescheidenes Haus,

gemessen an seinem wachsenden Erfolg, aber es war ihr erstes gemeinsames Eigenheim, und er liebte es.

Hannelore, inzwischen seine Frau und Mutter der fünfjährigen Monika und der zweijährigen Julia, schaute von den Buchhaltungsunterlagen auf. »Die ganzen 20 Filialen?« Ihre Stimme klang besorgt. »Dieter, das ist ein enormes Risiko. Die Zinsen sind so hoch, und die Wirtschaft schwächelt.«

»Gerade deshalb.« Er setzte sich neben sie, nahm ihre Hand. »Schröder ist in Schwierigkeiten. Ich bekomme die Läden für die Hälfte ihres Wertes.«

»Aber was ist mit den Mitarbeitern dort? Die haben Angst um ihre Jobs, und das mit Recht. Deine Rationalisierungen sind bekannt.«

Dieter seufzte. »Ich kann nicht alle übernehmen, das ist wahr. Aber die Guten schon. Und besser die Hälfte behält ihren Job, als dass alle arbeitslos werden, wenn Schröder pleite geht.«

Hannelore legte ihren Stift beiseite. »Du solltest mit ihnen reden. Persönlich. Nicht nur Manager schicken. Zeig ihnen, dass du ein Mensch bist, nicht nur ein ...« Sie hielt inne.

»Ein herzloser Kapitalist?« Ein kurzes Lächeln huschte über sein Gesicht.

»Du bist nicht herzlos, Dieter. Du bist pragmatisch. Aber Menschen brauchen manchmal mehr als Pragmatismus.«

Er drückte ihre Hand. »Deshalb brauche ich dich. Du erinnerst mich an die Dinge, die ich übersehe.«

»Versprich mir etwas«, sagte sie ernst. »Versprich mir, dass du bei deinem Erfolg nie vergisst, woher du kommst. Dass du weißt, wie es sich anfühlt, wenn die Existenz bedroht ist.«

»Das vergesse ich nie.« Er blickte aus dem Fenster, wo Monika ihrer Schwester das Puppenhaus erklärte. »Alles, was ich tue, tue ich für euch. Für unsere Zukunft. Für ihr Erbe.«

Hannelore folgte seinem Blick. »Ein Erbe ist mehr als nur Geld, Dieter.«

»Ich weiß.« Er stand auf, ging zum Fenster. »Aber ohne wirt-

schaftliches Fundament ist alles andere ein Luxus, den man sich nicht leisten kann. Mein Vater war ein gütiger Mann, aber seine Güte hat uns fast alles gekostet. Ich muss stärker sein.«

Sie legte ihm die Hand auf die Brust, dort, wo sein Herz schlug. Ließ sie einen Moment liegen.

III. Die Krise (1987)

Der Anruf kam kurz nach Mitternacht. Dieter nahm ab, lauschte schweigend, dann sagte er nur: »Ich komme sofort.« Als er auflegte, war sein Gesicht aschfahl.

»Was ist passiert?«, fragte Hannelore, sofort hellwach.

»Der neue Logistikcomputer ist komplett ausgefallen. Nichts geht mehr. Keine Bestellungen, keine Lieferungen, keine Abwicklung.« Er zog sich hastig an. »Und die Rheinland-Bank zieht ihren Kredit zurück. Sofortige Fälligkeit.«

Hannelore setzte sich auf. »Beide Katastrophen gleichzeitig? Das kann kein Zufall sein.«

»Ist es auch nicht. Leimann sagt, es gibt Gerüchte, dass die Kaufhof-Gruppe hinter den Kulissen agiert. Sie wollen uns schwächen, damit sie uns für einen Bruchteil unseres Wertes übernehmen können.«

Drei Tage später saß Dieter in seinem Büro, die Augen rot vom Schlafmangel. Der Systemausfall war behoben, aber die Bankenkrise blieb. Er brauchte innerhalb von 48 Stunden 50 Millionen Mark, oder sein Lebenswerk würde in fremde Hände fallen.

»Die Investoren aus München haben abgesagt«, sagte Gerhard Leimann, sein Finanzvorstand und ältester Freund. »Sie sagen, das Risiko sei zu hoch.«

Dieter schlug mit der Faust auf den Tisch. »Verdammt! Was ist mit den Hamburgern?«

»Noch keine Rückmeldung. Aber ehrlich, Dieter, es sieht nicht gut aus.«

Die Tür öffnete sich, und Hannelore trat ein. Sie trug eine einfache

Aktentasche bei sich. »Könnt ihr uns kurz allein lassen?«, fragte sie ruhig.

Als die Männer gegangen waren, setzte sie sich Dieter gegenüber. »Hör mir zu. Ich habe eine Lösung.«

»Hannelore, nicht jetzt. Ich muss –«

»Du musst mir zuhören.« Sie öffnete die Tasche und legte mehrere Dokumente auf den Tisch. »Ich habe unser Haus belastet. Meinen gesamten Schmuck verkauft. Meine Familie hat ihr Ersparnis zusammengelegt. Die Bäckerei meines Bruders als Sicherheit eingebracht.«

Dieter starrte sie an. »Was hast du getan?«

»15 Millionen. Es ist nicht genug, aber es ist ein Anfang.« Ihre Stimme war ruhig, ihre Augen entschlossen. »Mit diesem Zeichen des Vertrauens können wir zu den kleineren Banken gehen. Ich habe bereits mit drei gesprochen. Sie sind bereit, den Rest zu finanzieren, wenn wir diese Anzahlung leisten.«

»Du hast unser Haus ...« Zum ersten Mal seit Jahren sah Hannelore Tränen in seinen Augen.

»Unser Haus ist nicht wichtig. Was du aufgebaut hast, ist wichtig. Die tausend Familien, die von der Weiß-Gruppe leben, sind wichtig.«

Dieter stand auf, ging um den Schreibtisch herum und nahm seine Frau in die Arme. »Warum tust du das?«, flüsterte er.

»Weil ich an dich glaube. An deinen Weg. Er ist manchmal hart, aber er ist nicht falsch.« Sie löste sich von ihm, sah ihm in die Augen. »Aber du musst mir etwas versprechen.«

»Alles.«

»Wenn wir das hier überstehen, werden wir einen Teil unseres Reichtums zurückgeben. An die Gemeinschaft. An die Menschen, die nicht so stark sind wie du.«

Er nickte langsam. »Die Weiß-Stiftung. Für Bildung und Unternehmertum. Ich verspreche es.«

Drei Wochen später war die Krise überwunden. Die Weiß-Gruppe nicht nur gerettet, sondern gestärkt. Die feindliche Übernahme abgewehrt. Hannelore hatte ihn gerettet. Das wusste er.

IV. Die Wiedervereinigung (1990)

Der Trabant ratterte über die holprige Landstraße. Durch die schlecht schließenden Fenster drang der Geruch von Braunkohle, der wie eine zweite Haut über der Landschaft lag. Dieter, am Steuer des gemieteten Wagens, wollte authentisch durch die neuen Bundesländer reisen, die Lage mit eigenen Augen sehen.

»Es ist erschütternd«, sagte Hannelore, als sie durch eine heruntergekommene Kleinstadt fuhren. Verfallene Häuser, leere Geschäfte, hoffnungslose Gesichter. »Diese Menschen brauchen Hilfe, nicht nur wirtschaftliche Übernahmen.«

»Sie brauchen Jobs«, korrigierte Dieter. »Perspektiven. Keine Almosen.«

Sie hielten vor einer alten Konsum-Verkaufsstelle. Das Gebäude war solide, aber trostlos, die Regale fast leer. Der Manager, ein nervöser Mann in den Fünfzigern, führte sie herum.

»Waren Sie schon immer der Leiter hier?«, fragte Dieter.

»Seit 15 Jahren, Genosse ... äh, Herr Weiß.«

»Und vor der Wende? Wie lief das Geschäft?«

Der Mann zuckte die Achseln. »Wir haben unsere Pläne erfüllt. Meistens. Es gab oft Engpässe, aber die Menschen waren genügsam. Wir hatten Sicherheit.«

Dieter nickte nachdenklich. »Und jetzt?«

»Jetzt ...« Der Mann blickte zu Boden. »Die Leute wollen westliche Produkte, aber können sie nicht bezahlen. Unsere eigenen Waren will niemand mehr. Wir stehen vor dem Aus.«

Auf der Rückfahrt war Dieter ungewöhnlich still. Erst als sie die ehemalige Grenze passiert hatten, sprach er. »40 Jahre sozialistisches Experiment – und was ist das Ergebnis? Zusammenbruch. Leere Regale. Marode Infrastruktur.«

»Die Menschen hatten aber auch Vorteile«, wandte Hannelore ein. »Sicherheit. Gemeinschaft. Keine Angst vor dem sozialen Abstieg.«

Dieter schnaubte. »Sicherheit in der Mittelmäßigkeit. Dieses Sys-